

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

„Das ist unsere Sache“

Erfahrungen mit der privaten Finanzierung
einer Pfarrstelle in der EKHN

143

Unsägliche Ambivalenzen:

Karl Marx über Religion, Luther und Judentum

147

Kursorische Notizen

Was „Digitalisierung“ in der Kirche nicht heißen kann

152

Ein (Alb)Traum von Kirche

Und Gott lachte

160

Vom Sinn (in) der Freiwilligkeit

Kirchengemeinden – was attrahiert?

161

Bibliophilie

Über die Liebe zum Buch im Plural

163

Änderung der Lebensordnung

Hilferuf

165

Liebe Leserin, lieber Leser,

nach dem Ende eines langen Sommers sind Regen und fallende Temperaturen zu begrüßen, auch wenn der Kollege schon bei den ersten Tropfen Ende September zu mosen beginnt: „Eklig nass, muss das denn sein?“ Mit Rilke möchte ich dankbar sein und sagen: „Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß! Leg deine Schatten auf die Sonnenuhren, und auf den Fluren lass die Winde los!“

Der Herbst, der nun beginnt, wird seit jeher auch auf das Alter der Menschen gedeutet. Da wird manches bunt, anderes verwelkt, und viele haben nicht mehr alle Blätter in der Krone. Wie gut, wenn wir als Pfarrerinnen und Pfarrer auch *ihnen* Gutes tun können, oft schon dadurch, dass wir uns ihnen aussetzen, ein Gespräch nicht geschäftig abbrechen, dass wir ihnen zuhören und uns einlassen auf das, was unser alterndes Gegenüber bewegt. Was ein Amtsbruder aus der Altenheimseelsorge darüber erzählte, bewegt mich:

Die Frau schaut mich fragend an. „Ich glaube, Sie fragen sich gerade, wer ich bin.“

„Wer bist du denn?“

Wir sehen uns zweimal die Woche. „Ich bin der evangelische Pfarrer hier im Haus.“

„Kannst du mit mir beten?“

„Ja, gerne. Was soll ich denn beten?“

„Dass wir gut nach Hause kommen!“

Wir beten. Dann unterhalten wir uns weiter. „Für manche Menschen ist zu Hause da, wo sie geboren sind. Wo sind Sie denn geboren?“

„In Niederschlesien.“

„Für manche Menschen ist zu Hause da, wo sie zuletzt gewohnt haben. Wo haben Sie denn gewohnt?“

„Das weiß ich gar nicht mehr.“

„Für manche Menschen ist zu Hause auch die himmlische Heimat. Welches zu Hause ist Ihnen denn gerade wichtig?“

„Von allem etwas. Auf die Weise kommt man ein bisschen herum!“

Wie schön, dass es uns immer wieder gelingt, Menschen gut zu tun dadurch, dass wir uns ihnen aussetzen, nicht weglafen, zuhören und uns auf sie einlassen.

Auf ein kreatives Modell der Pfarrstellenfinanzierung hat sich die Evangelische Kirchengemeinde in Falkenstein eingelassen. Über seine Erfahrungen mit dem viel beachteten Modell gibt Lothar Breidenstein Auskunft,

der die dortige Pfarrstelle 12 Jahre lang innehatte (S. 143). Beeindruckend ist, welch hohes Maß an Freiwilligkeit dort auch mithilfe des Fördervereins geschaffen werden konnte. Grundsätzliche – und zu den Falkensteiner Ausführungen passende – Überlegungen zu den gebotenen Rahmenbedingungen der Freiwilligkeit macht sich Henning von Vieregge (S. 161). Er kommt zu dem Schluss: Sinnhaftigkeit, zeitliche Überschaubarkeit, Unkonventionalität und der Nutzen für die Engagierten sind vier Dimensionen, die man beim Zuschnitt von allen Projekten beachten muss.

Eberhard Pausch zeigt 200 Jahre nach der Geburt von Karl Marx, welches Verhältnis dieser gegenüber der Religion einnahm und weist darauf hin, dass es keineswegs so kritisch gewesen ist, wie sein viel zitierter Ausspruch vom „Opium für das Volk“ vermuten lässt (S. 147). Einen dagegen dezidiert kritischen Blick auf Kirche werfen Martin Ost, der uns an seinem „(Alb)Traum von Kirche“ teilhaben lässt (S. 160) und Andreas Mertin, der ebenso scharfsinnig wie amüsant nachdenkt über „Digitalisierung in der Kirche“ (S. 152).

Schließlich lesen Sie neben einem Beitrag von Heidrun Strippel über den Sinn und Unsinn des Büchersammelns in kirchlichen Einrichtungen (S. 163) auch einen Hilferuf von Peter Boucsein-Kuhl im Zusammenhang mit der angestrebten Änderung der Lebensordnung (S. 165): „Ich möchte nicht zu dieser Amtshandlung“, sc. zur Trauung homosexueller Paare, „entgegen meiner geistlichen Erkenntnis und meinem Gewissen gezwungen werden.“ Auf der Herbsttagung der EKHN-Synode wird über den heiklen Punkt beraten und entschieden werden.

„Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben...“ – so heißt es weiter im Gedicht „Herbsttag“ von Rainer Maria Rilke. Wie gut, wenn unsere Arbeit Menschen hilft, sich noch während des Sommers ein solches Haus zu bauen – oder wenigstens dazu führt, dass Menschen *ruhig* „wandern, wenn die Blätter treiben.“ Dazu segne uns Gott, Digitalisierung hin, Pfarrstellenfinanzierung her.

In diesem Sinne wünscht Ihnen eine angelegte Lektüre

Ihr Ingo Schütz

„DAS IST UNSERE SACHE“

Erfahrungen mit der privaten Finanzierung einer Pfarrstelle in der EKHN

Lothar Breidenstein

Dass die Gestalt der Kirche wandelbar ist, vergessen wir allzu oft. Die deutsche Tradition hat der Kirche eine Form gegeben, in der sie sich organisiert wie eine staatliche Behörde, wozu insbesondere auch die Finanzierung durch eine Steuer gehört.

Auch wenn dieses System vielfach angefragt wird, so hat es doch unbestreitbar sein Recht, historisch wie auch im Blick auf die Erfüllung ihrer Aufgaben. Das System der Kirchensteuer beteiligt alle Mitglieder gerecht nach ihrer Leistungsfähigkeit an der Finanzierung der Kirche. Und es sorgt für einen solidarischen Ausgleich.

Wie sich die organisatorische Gestalt der Kirchen in Deutschland künftig entwickeln wird, ist kaum abzusehen. Man wird aber davon ausgehen können, dass Anpassung allmählich und in kleinen Schritten und nicht in Form eines jähen Bruches geschehen werden.

Doch dass es Anpassungen geben wird und geben muss, ist kaum abzustreiten. Viele Menschen bringen ihren persönlichen Glauben nicht mehr mit der Mitgliedschaft in der verfassten Kirche – und damit der Zahlung der Kirchensteuer – in Zusammenhang. Je größer der Abstand von der konkreten Arbeit einer Gemeinde oder sonstigen kirchlichen Einrichtung, um so größer ist die Neigung zum Austritt.

Auch wenn die Bedeutung von Religion im Leben vieler Menschen sinken mag, so ist der Rückgang der Mitgliederzahlen nicht in erster Linie ein Ausweis schwindender Bedeutung des Glaubens und der Religiosität.

Die Kirche und ihre Angebote werden gedanklich aber vielleicht zunehmend Angeboten und Dienstleistungen aus anderen Lebensbereichen gleichgeordnet. Eine dauerhafte Mitgliedschaft mit dauerhafter, also nicht anlassbezogener finanzieller Verpflichtung erscheint viele Menschen immer weniger plausibel. Man geht ab und zu gerne zum Gottesdienst, auch die Kasualien der Kirche werden geschätzt.

Doch selbst bei Menschen, die der Kirche oder einer Gemeinde verbunden sind, findet man zunehmend solche, die das nicht durch ihre Mitgliedschaft, sondern auf andere Weise zum Ausdruck bringen.

Zum Selbstverständnis der Kirche und ihrer Akteure passt das schlecht; sind doch die Aufgaben, die die Kirche übernimmt, aus ihrer Sicht nicht einfach „Dienstleistung“ und damit anderen Angeboten vergleichbar.

Dass die deutschsprachige Tradition hier die Ausnahme und nicht die Regel ist, ist zwar weithin bekannt; mitunter wird auch das direkte Engagement der Mitglieder von z. B. US-amerikanischen Kirchen bewundert. Doch werden hierzulande (auch vom Autor) die Sicherheit und die Solidarität des steuerfinanzierten Systems hoch geschätzt.

Der Nachteil ist, dass Elemente der Freiwilligkeit hier nur schwer Platz finden; ebenso Elemente, die den Mitgliedern gestatten, auf dem Wege ihres Beitrags auch eine unmittelbare Rückmeldung über ihre Zufriedenheit mit dem Angebot der Kirche zu geben. Gemeinhin werden solche Elemente, die die Kirche und ihre Akteure den Bedingungen des Wettbewerbs aussetzen, als mit dem kirchlichen Auftrag unvereinbar angesehen.

In Wahrheit kann sich die Kirche jedoch dem Wettbewerb überhaupt nicht entziehen. Aus der Perspektive der Kirchensteuerzahler stehen die Kosten einer Kirchenmitgliedschaft im direkten Wettbewerb zur Finanzierung einer hohen Miete oder zur Mitgliedschaft im Fitnessstudio.

Und es ist ja nicht einzusehen, warum diese Situation den Auftrag der Kirche grundsätzlich gefährden sollte. Um es einmal in einer anderen als der bei uns üblichen Sprache auszudrücken: Wenn die Kirche ein wettbewerbsfähiges Produkt anbieten kann, wird sie sich auch am Markt behaupten können.

Und die Kirchen haben sich ja darauf längst eingestellt. Fundraising ist in vielen Bereichen (wenn auch in unterschiedlicher Intensität) als kirchliche Aufgabe etabliert. Die EKHN hat sich hier längst mit Professionalität versehen; in anderen Landeskirchen wie z.B. Bayern sind Strukturen des Fundraising auf allen Ebenen, auch in den Gemeinden, installiert.

Der Auftrag der Kirche ist natürlich nicht zwingend auf ihre derzeitige Gestalt angewiesen. Aber auch unter den (noch) komfortablen Bedingungen der Kirchensteuer

kann die Kirche nur davon profitieren, wenn sie auch Elemente der Freiwilligkeit und der Rückmeldung ihrer Mitglieder (um hier das Wort „Wettbewerb“ zu vermeiden) aufnehmen kann.

Denn die Kirchensteuer hat einen Nachteil, der immer deutlicher zutage tritt: Sie ist sehr weit von der tatsächlichen Beziehung der Kirchenmitglieder zu ihrer Kirche, ihrer Gemeinde oder ihrem sonstigen Arbeitsfeld entfernt.

Kurz: In diesem Artikel geht es nicht nur um Geld, sondern um Beziehungen.

Eine Idee wird umgesetzt

Im Advent 2006 fährt eine Delegation einer kleinen Gemeinde im Taunus in die Kirchenverwaltung nach Darmstadt und schlägt damit ein neues Kapitel auf in ihrer Geschichte, aber auch in der Geschichte der EKHN.

Der Zweck dieses Treffens ist die feierliche Unterzeichnung eines Vertrages. Dieser Vertrag regelt die Errichtung eines Pfarrstellenanteiles in der Gemeinde, der nicht durch gesamtkirchliche Kirchensteuermittel, sondern durch private Spenden finanziert wird.

Mit der Unterzeichnung dieses Vertrages kommt ein langes Engagement der Gemeinde an sein Ziel: die dauerhafte Sicherung der eigenen Pfarrstelle in der Gemeinde.

Es ist eine kleine Gemeinde, die sich dort im Vordertaunus versammelt. Mit ca. 850 Mitgliedern hat sie ungefähr die halbe Gliedzahl, die (rechnerisch) auf eine Pfarrstelle kommt. Bis dahin war in der Gemeinde noch eine gesamtkirchliche Stelle im Umfang von 75% vorhanden, ein Relikt aus Zeiten, in denen sowohl die finanziellen als auch die personellen Ressourcen weniger begrenzt waren. Absehbar war, dass die Stelle auf einen Umfang von 50 % zurückgefahren werden würde.

Für die Gemeinde und ihren Kirchenvorstand war das ein Zustand, den man nicht abwarten wollte. Denn eine halbe Stelle ist bekanntlich schwer zu besetzen, und wenn, dann oft nur in Verbindung mit einer weiteren Stelle.

Ein eigener Pfarrer oder eine eigene Pfarrerin aber, so die Überzeugung, ist unabdingbare Voraussetzung dafür, dass sich in dem kleinen Stadtteil von Königstein im Taunus ein lebendiges Gemeindeleben entfalten kann. Eine Fusion mit einer anderen Gemeinde wollte man unbedingt vermeiden, weil damit unvermeidlich der Status einer „Filiale“ verbunden wäre.

Wie jede Gemeinde hat auch die Martin-Luther-Gemeinde ein besonderes Profil. In ihrem Fall ist das die Randlage des ehemals selbständigen Ortes Falkenstein, in dem es nur noch wenig Infrastruktur gibt. Zugleich gehört der Ort zu den sogenannten „bevorzugten Wohnlagen“ im Rhein-Main-Gebiet. Das bildet sich auch in der Zusammensetzung der Gemeinde ab, in der sich viele Unternehmer oder Führungskräfte versammeln. Sie zeichnet sich auch durch Zuzug und Fluktuation aus. Die Wohnlage ist vor allem für Familien attraktiv.

Ein „unternehmerisches“ Denken ist daher auch dem Leitungsorgan der Gemeinde eigen. Vielleicht darum war dort schon vor längerer Zeit der Gedanke gereift, die Pfarrstelle durch Eigeninitiative abzusichern.

Auch in der Gesetzgebung der Kirche hat sie sich etwas getan: 2006 wurde von der Kirchenleitung die Möglichkeit geschaffen, auch gemeindliche Pfarrstellen mit privaten Mitteln zu finanzieren. Bisher hatte es in der EKHN diese Möglichkeit nur in Bereichen der Spezialseelsorge, z. B. in Altenheimen gegeben und natürlich im Schuldienst. Für eine private Finanzierung gab es nur wenige Vorbilder außerhalb der EKHN, besonders aus dem Süddeutschen Raum.

Voraussetzung für dieses Projekt war, dass nicht die Gemeinde selbst den Pfarrstellenanteil finanziert, sondern ein zu diesem Zweck gegründeter Förderverein. So sollte vermieden werden, dass (auch gesamtkirchliche) Haushaltsmittel der Gemeinde dafür eingesetzt werden und nur eigens dafür aufgebrachte Spenden zum Einsatz kommen.

Dieser Verein war rasch gegründet, denn die erforderlichen Personen standen bereit. Ein relativ kleiner Kreis fand sich zusammen, der sich durch seine Mitgliedschaft dazu verpflichtete, die nötigen Mittel dauerhaft zur Verfügung zu stellen. Anfangs wurde ein 0,25-Stellenanteil finanziert, der 2011 auf 50 % aufgestockt wurde.

Die Satzung dieses Fördervereins ist so gefasst, dass seine Aufgabe in erster Priorität die Finanzierung des Pfarrstellenanteils ist; darüber hinaus erlaubt sie aber jegliche Förderung der Arbeit der Gemeinde, was sich als hilfreich herausgestellt hat.

Der Vertrag, den der Förderverein mit der EKHN geschlossen hat, lässt sich in wenigen Punkten zusammenfassen:

1. Der Förderverein verpflichtet sich, der EKHN die Mittel für den vereinbarten Stellenanteil (einschl. Versorgungs- und Beihilfeanteil) zur Verfügung zu stellen.

2. Im Gegenzug errichtet die EKHN den genannten Pfarrstellenanteil bei der Gemeinde. Für den Fall, dass der Verein die Zahlungen nicht mehr leisten kann, ist geregelt, dass die Stelle dann nach einer Übergangszeit entfällt.

3. Das Dienstverhältnis der Stelleninhaberin bzw. des Stelleninhabers bleibt unberührt; es wird kein Anstellungs- oder sonstiges Rechtsverhältnis zwischen der Pfarrperson und dem Förderverein begründet. Nicht zuletzt für den Autor als betroffenen Stelleninhaber war dies eine unverzichtbare Bedingung.

Seit 12 Jahren nun leistet der Verein seinen Beitrag zur Finanzierung der Pfarrstelle; zusätzlich dazu hat er noch Mittel für weitere Aufgaben generiert, z. B. die Mitfinanzierung einer FSJ-Stelle und anderes. Um sein Profil auch den Spendern gegenüber, die ja vor allem die Pfarrstelle im Blick haben, nicht zu verwässern, konzentriert er sich bei weiteren Förderprojekten auf die Finanzierung von Personal.

Die kleine Taunusgemeinde hat mit diesem Schritt bundesweit Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wie die überregionale Berichterstattung zur Vereinsgründung zeigt. Auch der Deutschlandfunk nahm das Modell zum Anlass, eine 90minütige Livesendung aus der Gemeinde zu senden.

Einige wenige Gemeinden in der EKHN sind dem Beispiel gefolgt und haben ebenfalls privat finanzierte Pfarrstellenanteile errichtet; diese sind aber häufig befristet oder auf bestimmte Personen bezogen. Als Möglichkeit der Ressourcengewinnung allgemein durchgesetzt hat sich dieses Modell bisher nicht, das wird auch kaum möglich sein.

Anfragen

Von Anfang an sah sich dieses Projekt vielen Anfragen ausgesetzt. Zusammenfassen lassen sie sich in zwei Gruppen:

1. Die Frage nach der Abhängigkeit.

Auch im Kollegenkreis war eine der ersten Reaktionen oft: Begibt man sich nicht in eine unangemessene Abhängigkeit von den Geldgebern? Verträgt sich das mit der notwendigen Freiheit des Amtes? Oder, auch so manchmal formuliert: „Darf man nur noch predigen, was die Geldgeber nicht verärgert?“

Diese Frage ist nur auf den ersten Blick naheliegend. Denn sie hat zwei Voraussetzun-

gen, die einer Überprüfung nicht unbedingt standhalten.

Zum ersten: Ein unterstelltes Abhängigkeitsverhältnis wäre eher mit vertauschten Rollen zu beschreiben. Ein Pfarrer ist ja nicht von der Gemeinde abhängig. Er kann jederzeit seine Stelle aufgeben, ohne dass er damit auch nur das geringste wirtschaftliche Risiko eingeht. Vielmehr ist es die Gemeinde, die durch ihr finanzielles Engagement um eine konkrete Person wirbt.

Der Autor hat die Entstehungszeit des Projektes immer als eine Art „Bleibeverhandlung“ erlebt. Die Gemeinde war sich bewusst, dass sie etwas unternehmen muss, damit er (bzw. später dann Nachfolgerinnen oder Nachfolger) auch künftig eine Perspektive bei ihr hat.

Eine solche Angst vor Abhängigkeit nimmt zweitens nicht wahr, in wie vielen Bereichen unserer Gesellschaft die freie Tätigkeit des Geistes auch unter den Bedingungen finanzieller Abhängigkeit funktioniert. Universitäten sind auf Drittmittel angewiesen. Verlage und Zeitungen müssen ihre Erzeugnisse auch verkaufen.

Die Befürchtung unangemessener Abhängigkeit unterstellt, dass, wer Mittel zur Verfügung stellt, auch direkt auf die Ergebnisse Einfluss nehmen will.

Das mag im Einzelfall so sein; die Regel jedoch ist, dass Menschen durch ihre Spenden und Stiftungen gerade Freiräume ermöglichen wollen. Wer dem Förderverein Mittel zukommen lässt, erwartet nicht, dass der Pfarrer oder die Pfarrerin ihn häufiger besucht oder vielleicht einmal freundlicher beerdigt. Er möchte auch nicht bestimmte Inhalte in der Predigt hören.

Vielmehr möchte er ermöglichen, dass jemand da ist, der predigen kann. Und der vielleicht auch ihn selber in der Predigt infrage stellen kann. In allen Gesprächen haben die Spender von sich aus immer betont, dass sie nicht Einfluss nehmen, sondern im Gegenteil Freiräume schaffen wollen. Hier gibt es durchaus Traditionen wie die Patronate, die gerade im Gefolge der Reformation entstanden, um die kirchliche Versorgung zu gewährleisten.

Am ehesten beschreibt vielleicht die Analogie zu einem Stipendium, dass hier Möglichkeiten eröffnet werden, die gerade durch ihre freie Nutzung den Willen der Stifter erfüllen.

2. Die Frage nach der Gerechtigkeit.

„Die Reichen kaufen sich ihren Pfarrer!“ So ungefähr lautete die zweite Gruppe von Einwänden.

Und in der Tat ist die Frage nach der Gerechtigkeit angesprochen, wenn eine Gemeinde, deren Mitglieder sicher über besondere Mittel verfügen, sich etwas herausnimmt, was andere nicht leisten könnten. Es sind ja nicht unerhebliche Beträge, die regelmäßig aufgebracht werden müssen. Nur wenige Gemeinden werden dazu in der Lage sein.

Die Gegenfrage lautet: Warum soll eine Gemeinde nicht die Möglichkeiten, die ihr gegeben sind, nutzen? In anderen Bereichen erwarten wir selbstverständlich, dass die Gaben einer Gemeinde geschätzt und zur Geltung gebracht werden. Nicht jede Gemeinde kann z. B. auf reiche musikalische Gaben zurückgreifen; die aber dazu in der Lage ist, wird diese Talente nutzen.

Auch die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit einer Gemeinde gehört zu ihren Gaben, die sie für ihren Auftrag fruchtbar machen kann. Würde sie darauf verzichten, wem käme das zugute?

Über Gerechtigkeit ist aber auch in einem tieferen Sinne nachzudenken. Alle gleich zu behandeln, allen einen identischen Anteil zukommen zu lassen, wird gemeinhin als Umsetzung eines christlichen Gerechtigkeitsideals angesehen. Eine jesuanische Theologie wird jedoch immer herausarbeiten, wie Jesus sich in Lehre und Handeln eben gerade nicht an Gleichheit orientiert, sondern das jeweils Besondere stärkt.

Ungleichheit für sich ist noch kein Kennzeichen von Ungerechtigkeit. Dazu würde sie erst, wenn die, die über mehr verfügen als andere, sich der Solidarität entzögen.

Gerade das tun die Spender im Falkensteiner Modell ja nicht. Ihren Beitrag zahlen sie nicht anstelle, sondern zusätzlich zu ihrer Kirchensteuer (übrigens gibt es sogar katholische Spender!). Dadurch entziehen sie sich gerade nicht der gesamtkirchlichen Solidarität.

Erfahrungen

Es geht um Beziehungen, nicht um Geld. So lassen sich die Erfahrungen mit dem Modell zusammenfassen.

Der Impuls zur Finanzierung des Pfarrstellenanteils entsprang dem Bedürfnis nach intensiver seelsorgerlicher Beziehung. Die Nähe zueinander und zur Pfarrperson war wesent-

liches Kennzeichen des Gemeindebildes. Damit hat die Gemeinde sich ein Konzept gegeben, das in der kleinen Einheit keine Schwäche, sondern gerade eine Stärke sieht. In einem Gemeinwesen, das immer mehr Infrastruktur verliert, sieht sie ihre Aufgabe, einen Ort der Beheimatung zu schaffen.

Und das durchaus in solidarischer Absicht. Die, die mit wesentlichen Beiträgen an der Finanzierung beteiligt sind, legen großen Wert darauf, dass sie das für die Gemeinde tun, und gerade für die, die dazu keinen Beitrag leisten könnten. Nicht für sich selbst, sondern für andere setzen sie ihre Mittel ein.

Die wichtigste Erfahrung mit diesem Modell ist denn auch, dass sie Beziehungen vertieft hat. An drei Stichworten soll das ausgeführt werden:

1. Bindung

Nur der, dem das etwas wert ist, wird sich für seine Gemeinde mit zusätzlichen Mitteln engagieren. Das Engagement weniger hat natürlich die Aufmerksamkeit vieler auf die Gemeinde und ihren Wert gelenkt. So ist es gelungen, neue Mitgliederkreise anzusprechen.

Gerade Menschen, die sich bisher eher am Rande zugehörig fühlten, empfangen wichtige Impulse und wurden neu darauf aufmerksam, welche wichtige Rolle die Kirchengemeinde in ihrem Ort spielt. Und für die vielen, die in jedem Jahr neu zuziehen, ist die Tätigkeit des Fördervereins der Gemeinde ein Ausweis dafür, dass sie einer lebendigen Gemeinschaft beitreten.

Nicht zu unterschätzen ist die Bindewirkung auch im Hinblick auf die Kirchenmitgliedschaft. Gemeinden wie die des Hochtaunuskreises bringen einen hohen Anteil der Kirchensteuern auf. Damit das für die Kirchenmitglieder plausibel bleibt, hilft es sehr, wenn sie vor Ort auch ein sie ansprechendes Angebot erleben. Eintritte, zu denen es in diesem Zusammenhang immer wieder kommt, stärken nicht nur die Einnahmen des Fördervereins, sondern auch das Kirchensteueraufkommen.

Aus einem Instrument zur Beschaffung von Finanzmitteln ist so ein Projekt des Gemeindeaufbaus geworden. So war das auch von Anfang an gedacht.

2. Aktivierung

Die Gründung des Fördervereins hat einen enormen Aktivierungsschub ausgelöst. Denn das finanzielle Engagement hatte eben auch eine vertiefte Identifikation zur Folge. Dies

lässt sich auch am Gottesdienstbesuch und an der Teilnahme an Veranstaltungen ablesen.

Hatte sich der Verein zu Anfang eher als stiller Förderer verstanden, so hat sich im Laufe der Jahre ein stärkeres Bedürfnis auch nach inhaltlicher Teilhabe eingestellt. Aus den anfänglich wenigen Dankeschön-Angeboten für die Mitglieder hat sich ein Kulturprogramm entwickelt, das der Verein gemeinsam mit dem Kirchenvorstand entwickelt und das das Leben der Gemeinde um interessante Farben bereichert.

Auf diese Weise entstehen Formen der Teilhabe auch für die, die sich von „klassischen“ Angeboten weniger angesprochen fühlen. Und die Gemeinde spricht ein viel breiteres Spektrum an.

3. Autonomie

Die Finanzierung des Stellenanteils ist für die Gemeinde auch eine wichtige Autonomieerfahrung. Die Gemeindeglieder nehmen sich selbst nicht mehr als „Versorgte“ wahr, sondern erleben, dass es auf sie und ihr Engagement ankommt. Es entsteht eine unmittelbare Beziehung zwischen ihrem persönlichen Einsatz und den Bedingungen kirchlichen Lebens vor Ort. Das Projekt ermöglicht eine ganz neue Form der Teilhabe: „Das ist unsere Sache!“

Ausblick

Das Projekt der Falkensteiner Kirchengemeinde ist sicher keines, das ein allgemeines Instrument werden könnte. Aber es kann ein Modell dafür sein, wie Gemeinden ihre Arbeit auf eine neue Ebene heben können, indem sie sich auf die vorhandenen Gaben und Möglichkeiten besinnen.

Dazu braucht es auch Mut. Mut, Anfragen und Widerstände zu überwinden. Mut, auch Ungleichheit nicht von vorneherein zu delegitimieren, sondern als Chance zu begreifen.

Den Entschluss einer Gemeinde, sich dem Trend zur Schaffung von größeren Einheiten

zu entziehen, mag man aus anderer Perspektive kritisieren. Doch muss es einer Gemeinde überlassen bleiben, die Entscheidungen über ihre Zukunft selber zu gestalten und dabei auch ungewöhnliche Wege zu gehen.

Die Falkensteiner Gemeinde hat gerade ihre überschaubare Größe als ihr wichtigstes Pfund entdeckt und ist damit in den vergangenen Jahren regelrecht aufgeblüht.

2018 ist es gelungen, dieses Modell der Pfarrstellenfinanzierung auch über einen Wechsel der Pfarrperson hinaus zu erhalten. Dabei gab es nicht wenig Einwände und Widerstände. Insbesondere durch die kleiner werdende Zahl von Pfarrerrinnen und Pfarrern wird das Projekt in Zukunft noch besser begründet werden müssen.

Sein Recht hat es aber vor allem als Modell dafür, wie Gemeinden aus eigener Kraft Ideen und Methoden entwickeln, um auch bei künftig vielleicht knapper werdenden Ressourcen nicht zu schrumpfen, sondern wachsen zu können.

Dass Fundraising dabei eine große Rolle spielen wird, ist anerkannt. Und mittlerweile haben viele Gemeinden gute Erfahrungen damit gemacht, wenn sie das Fundraising nicht nur als Mittel zur Geldbeschaffung betrachten, sondern zur Orientierung an ihren Mitgliedern. Und sie entdecken, dass sie dabei nicht nur Geld aufbringen, sondern die vielfältigen Gaben in ihren Reihen fruchtbar machen können.

Fundraising hebt Schätze, die bei weitem nicht nur aus Geld bestehen. Es eröffnet Möglichkeiten der Teilhabe. Es schafft und stärkt Bindung und Beziehungen. Und es führt zu einer Identifikation, auf die man nicht verzichten sollte, wenn die Menschen über ihre Gemeinde sagen: „Das ist unsere Sache!“

Lothar Breidenstein

Eltviller Landstraße 20, 65346 Eltville-Erbach

UNSÄGLICHE AMBIVALENZEN:

Karl Marx über Religion, Luther und Judentum

Eberhard Pausch

Es gibt ein weit verbreitetes Vorurteil darüber, was **Karl Marx** (1818–1883) über Religion dachte: Er habe sie als „Opium des Volkes“ verurteilt und energisch bekämpft. So,

wie mit Berufung auf ihn der SED-Staat die Christinnen und Christen und ihre Kirchen in jeglicher Weise bekämpfte und es schaffte, ein einstmals christlich und des Näheren pro-

testamentlich geprägtes Land in eine religiöse Ruinenlandschaft zu verwandeln.¹ Das ist der DDR tatsächlich gelungen und war einer der zahlreichen Pyrrhus-Siege des maroden Regimes. Was indes Karl Marx angeht, so ist der Befund weitaus differenzierter, als es auf den ersten oder zweiten Blick den Anschein hat.² Das Verhältnis des Revolutionärs zur Religion war in der Tat kompliziert und vielschichtig. Man muss es mindestens ambivalent nennen. Es war einerseits positiver und andererseits negativer, als dies im öffentlichen Bewusstsein präsent ist. Doch muss man mindestens unterscheiden zwischen (1) seiner Haltung zur Religion allgemein, (2) seiner Haltung speziell zum Reformator Martin Luther (1483–1546), auf dessen Konfession er mit sechs Jahren getauft worden war, und (3) seinem Verhältnis zum Judentum, aus dem er ja familiär herstammte. Entsprechend gliedert sich dieser Text, den (4) ein kurzes Fazit und ein Ausblick abschließen.

(1) Marx und die Religion

Die Gretchenfrage „Wie hältst du’s mit der Religion?“ beantwortete Marx für sich recht früh und jedenfalls im Ganzen „*sine ira et studio*“. Im Anschluss an ihn prägende Lehrer und Persönlichkeiten wie Bruno Bauer (1809–1882), Moses Heß (1812–1875) und Ludwig Feuerbach (1804–1872) stellte Religion für Marx einen Dreiklang aus „**Ausdruck des Elends**“ (a), „**Protestation gegen das Elend**“ (b) und „**Opium des Volkes**“ (c) dar.³ Alle Elemente dieses Dreiklangs sind dabei wichtig:

(a) **Ausdruck des Elends:** Dass das Leid der damaligen Arbeiterschaft (gewaltförmige Ausbeutung, 15-Stunden-Tage, Kinderarbeit, fehlende Sozial- und Rentenversicherung usw.) sich Ausdruck verschafft etwa im Modus der Klage oder des Bittgebets,

ist eine nachvollziehbare menschliche Lebensäußerung. Sie findet bereits geprägte Formen in den Klagepsalmen, die zu den Ur-Überlieferungen der jüdisch-christlichen Tradition gehören. Leid darf und muss sich ausdrücken, darstellen, zur Sprache und zur zeichenhaften Verarbeitung finden können. Dabei hilft Religion.

(b) **Protest gegen das Elend:** Dass die leidenden Menschen darüber hinaus auch noch protestieren, also dem Elend widersprechen und ihm widerstehen können, führt über die bloße Klage und Bekundung des Leidens hinaus zu Aktivität und Veränderungsbereitschaft. Nicht erst Wolfgang Huber hat den Zusammenhang von Protestantismus und Protest zum expliziten Thema gemacht,⁴ aber er hat seinerzeit besonders eindrucksvoll dafür argumentiert. Wenn die christliche bzw. evangelische Kirche gegen das Elend auf der Welt protestiert, dann nimmt sie – nach Marx wie nach Huber – ihr eigentliches Amt wahr.

(c) **Betäubung des Elends:** Schließlich bezeichnet Marx die Religion auch noch als „Opium des Volkes“ (nicht, wie es oft heißt: „für“ das Volk), also als ein Betäubungsmittel, mit dem die Leidenden ihre Schmerzen lindern können. Opium war um die Mitte des 19. Jahrhunderts längst als Droge bekannt, wurde aber vor allem auch als ein anerkanntes und äußerst wirksames Medikament zur Schmerzbekämpfung verwendet. Insofern Opium das Handeln lähmt, verhindert es die Praxis der Revolution, die der Protestation eigentlich entsprechen müsste.

Religion ist demnach – nimmt man alle drei unterschiedenen Elemente in den Blick – ein vielschichtiges und ambivalentes Phänomen. Sie wird freilich, so meint Marx, mit der Revolution und der Etablierung der neuen Gesellschaftsordnung von selbst verschwinden.⁵ Man muss sie daher nicht eifernd bekämpfen (wie dies der SED-Staat tat), denn sie ist in ihrem Wesen ja durchschaut und gehört als ephemere Erscheinung ohnehin der Vergangenheit an.

Eine andere Interpretation stammt von Ulrich Duchrow: Er meint, Marx’ Opium-These

1 1949 waren noch mehr als 90% aller Menschen in der DDR Mitglieder einer christlichen Kirche (überwiegend der evangelischen Kirche), 1988 waren es nur noch 40%. Die Tendenz war stark fallend, und dieser Trend hat sich seit der deutschen Einheit fortgesetzt. Vgl. den diesbezüglichen Wikipedia-Artikel: https://de.wikipedia.org/wiki/Christen_und_Kirchen_in_der_DDR (abgerufen am 25. Juni 2018).

2 Vgl. etwa Gerold Hofmann: Mutig gegen Marx & Mielke: Die Christen und das Ende der DDR, Leipzig 2009. Hofmann stellt bereits in seinem Vorwort erstaunt fest, dass beispielsweise für die im Widerstand gegen das SED-Regime engagierte Berliner Pfarrerin Ruth Misselwitz Mielke tatsächlich ein Feindbild war, nicht jedoch Karl Marx (a.a.O., S.5).

3 Iring Fetscher: Marx. Eine Einführung, Berlin 2018, S.35.

4 Wolfgang Huber: Protestantismus und Protest: Zum Verhältnis von Ethik und Politik, Berlin 1987.

5 Vgl. Fetscher, a.a.O., S.75.

(die, wohlgerneht, nur ein Element des Dreiklangs darstellt) sei als **konditionierte These** zu verstehen: Religion wirke dann (und nur dann?) als Opium, wenn sie nicht mit einer Gesellschaftsanalyse verbunden werde.⁶ Wenn freilich die christliche Religion (etwa in evangelischer Gestalt) sich einer solchen Gesellschaftsanalyse widme, dann müsse Religion nicht mehr lähmend und betäubend wie Opium wirken, sondern könne ihre Protestationselemente in einer Praxis der Weltveränderung umsetzen.

Soweit würde ich in meiner Wahrnehmung von Marx nicht gehen. Aber ich denke, man kann daran festhalten, dass sich in seiner Interpretation der Religion ein durchaus **ambivalenter Dreiklang** zeigt, bei dem **keineswegs von vornherein entschieden** ist, ob das Element des Opiums oder das Element des Protestes im Gesamtgefüge einer Religion die Oberhand behalten muss.

(2) **Marx und Martin Luther**

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, das Verhältnis von Marx zum Christentum insgesamt oder auch nur zum Protestantismus zu thematisieren. Es möge genügen, darauf hinzuweisen, dass der getaufte Christ Marx das faktische Christentum seiner Zeit relativ kritisch sieht. Tatsächlich waren ja die damaligen Kirchen durchaus abgeneigt, sich an reformerischen oder gar revolutionären Aktivitäten zu beteiligen.

Während der römische Katholizismus ohnehin mit großer Beharrungskraft am Bestehen festhielt (und sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts tendenziell ausgesprochen reaktionär positionierte), waren die Protestanten zumal in Preußen (zu dem Trier, Köln und Berlin als Wirkungsstätten von Marx seinerzeit gehörten) fest in das traditionelle „Bündnis von Thron und Altar“ eingeschmiedet, das jeglicher Kritik und jeglicher Veränderung a priori abhold war.

Sicher ist: Marx hat mit großem Interesse ihm vorliegende Texte von **Martin Luther** studiert. Dass er dessen eigentliches, also sein religiöses Anliegen⁷ wahrgenommen hätte,

wird man wohl kaum sagen können. Jedoch meint Friedrich Dieckmann: „Zwischen Luther und Marx gibt es eine existentielle Übereinstimmung ...“⁸ und belegt dies im weiteren Gang seiner Ausführungen. Luther hat zu seiner Zeit den Frühkapitalismus vor Augen, den er beispielsweise in Gestalt der Macht des Fugger-Konzerns wahrnimmt.

Der entwickelte und sich Schritt für Schritt globalisierende Finanzkapitalismus des 19. Jahrhunderts, auf den Marx sich in seinen reifen ökonomisch-politischen Schriften bezieht, teilt durchaus noch einige Strukturen und Dynamiken mit dem Frühkapitalismus und lässt sich daher in analoger Weise kritisieren.

Marx kommt im ersten Band seines Hauptwerkes „Das Kapital“⁹ an einer ganzen Reihe von Stellen auf Luther zu sprechen. Dessen Diktum von den „**Gesellschaften Monopolia**“¹⁰ greift er auf und rezipiert dessen Kritik an Geiz, Habgier und Wucher.¹¹

Mehrfach bezieht Marx sich auf Luthers Schrift „An die Pfarrherrn, wider den Wucher zu predigen“ aus dem Jahr 1540.¹² Luthers Kritik an der Zins- und Wucherpraxis seiner Zeit bildet in der Tat eine Konstante in seinem Werk.

„**Der große Sermon vom Wucher**“ (WA 6: 36–60) erschien bereits 1520, seine Vermahnung „**An die Pfarrherrn, wider den Wucher**

8 Friedrich Dieckmann: Sozialismus: Reformation heute, Hannover 2016, S. 7.

9 Ich zitiere hier nach der heute leicht greifbaren Ausgabe des Anaconda-Verlages: Karl Marx: Das Kapital. Band 1 (1867), Anaconda-Verlag 2009. Band 1 ist der maßgebliche Teil des dreibändigen Werkes, denn er wurde noch von Marx selbst veröffentlicht. Die Bände 2 und 3 des „Kapital“ hat bekanntlich sein Freund Friedrich Engels herausgegeben. Er musste sie aus Marx' Nachlass rekonstruieren und griff dabei auf Materialien zurück, die zum Teil deutlich älter waren als der Textbestand, der in Band 1 veröffentlicht worden war. Man kann somit sagen: Was Marx selbst „letzter Hand“ zu sagen hatte, ist am ehesten (paradoxe Weise) dem ersten Band des Werkes zu entnehmen. Ich folge hier Ulrike Herrmann: Kein Kapitalismus ist auch keine Lösung: Die Krise der heutigen Ökonomie oder Was wir von Smith, Marx und Keynes lernen können, Frankfurt/Main 2016, S.118.

10 Marx, Das Kapital, Band 1, a.a.O., S.298, 697.

11 Luther hat hier die Praxis des Fugger-Konzerns vor Augen, der am Ablassgeschäft erheblich beteiligt war und mit seinen Bestechungsgeldern die Wahl von Karl V. zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahr 1519 ermöglichte.

12 Zur Bedeutung dieser Schrift für Marx vgl. Heinz Schilling, Luther: Rebell in einer Zeit des Umbruchs, München 2012, S.521.

6 Ulrich Duchrow: Mit Luther, Marx und Papst den Kapitalismus überwinden: Eine Flugschrift in Kooperation mit Publik-Forum, Hamburg 2017, S.92.

7 Dieses Anliegen ist m.E. identisch mit der Einsicht in die Rechtfertigung der Sünderinnen und Sünder allein durch den Glauben an Gottes Gnade. Nur von dieser Einsicht aus gewinnt die Kritik etwa an der Ablasspraxis der damaligen Kirche eine theologische Tiefe.

zu predigen, Vermahnung“ (WA 51: 331–424) gehört dagegen zu seinen Spätschriften.¹³

In diesen und weiteren Texten ruft Luther dazu auf, Wucherer nicht nur als Diebe, sondern als „Mörder“ zu betrachten, weil sie anderen Menschen die Existenzgrundlage nehmen. Pfarrer sollten gegen sie nicht nur predigen, sondern auch die Mittel der „Kirchenzucht“ anwenden, also Wucherer vom Abendmahl ausschließen und ihnen die kirchliche Beerdigung verweigern. Derartige Aussagen passten natürlich sehr gut zur Marx'schen Kapitalismuskritik. Aber Marx schätzte Luther auch als Analytiker; so unterscheide dieser beispielsweise zwischen Geld als Kaufmittel und als Zahlungsmittel – das sei ein Gedanke, der über Proudhon hinausführe, meinte Marx.¹⁴

Marx würdigte Luther als den „ältesten deutschen Nationalökonom“, und tatsächlich kann man beim Reformator sogar den Gedanken der Planwirtschaft entdecken.¹⁵ Und doch wird man sagen müssen: Derartige Texte und Aussagen finden sich zwar im umfassenden Oeuvre Martin Luthers, aber sie stehen nicht im Mittelpunkt seines theologischen Denkens.

Luthers Ablehnung des Judentums allerdings beruht, so lässt sich unter anderem anhand der genannten Texte zeigen, auch auf seiner Gleichsetzung der Juden mit Wuchernern¹⁶ – eine schreckliche, auf Unterstellungen und Unkenntnis beruhende Identifikation, die bekanntlich geschichtliche Spätfolgen und Auswirkungen bis hin zum „**eliminatorschen Antisemitismus**“ (Goldhagen)¹⁷ des Nationalsozialismus hatte. Wir werden sehen, dass auch die Kritik von Marx am Judentum einen ähnlichen Hintergrund hatte.

13 Zum Inhalt dieser Schriften und zum geschichtlichen Kontext ihrer Entstehung vgl. *Martin Brecht: Martin Luther, Bd. 2: Ordnung und Abgrenzung der Reformation (1521-1532)*, Stuttgart 1986, S.143-147, sowie ders.: *Martin Luther, Bd. 3: Die Erhaltung der Kirche (1532-1546)*, Stuttgart 1987, S. 257-260. Die große Teuerung des Jahres 1538, die Luther zur Abfassung seiner von Marx mehrfach zitierten Schrift von 1540 führte, war auf eine Mäuseplage zurückzuführen. Ausführlich beschäftigt sich auch *Duchrow* mit beiden Schriften (a.a.O., S.41-58).

14 *Marx, Das Kapital*, Band 1, a.a.O., S. 140, 194, 545f.

15 Vgl. die Nachweise bei *Friedrich Dieckmann*, a.a.O., S. 19, 21.

16 *Duchrow*, a.a.O., S.57f.

17 Vgl. *Eberhard Pausch: Christen als willige Vollstrecker? Kritische Anmerkungen eines evangelischen Theologen zu Daniel Goldhagens Buch*, in: *Hessisches Pfarrblatt 1 (1998)*, S. 6-13.

(3) Marx und das Judentum

Zunächst: Es ist schwer zu sagen, ob Marx die Begriffe „Juden“, „Judentum“, „jüdisch“ in einem univoken Sinn verwendet, ob er sich also auf die Religion oder aber auf das Volk (im ethnischen Sinne) bezieht. Die Vermutung liegt vielmehr nahe, dass diese Begriffe bei ihm zwischen beiden Bedeutungen oszillieren, so dass man, wenn man seine fraglos erkennbare Judenfeindschaft betrachtet, es teilweise mit Antijudaismus, teilweise wohl auch mit Antisemitismus zu tun hat.

Sodann: Marx befasst sich bereits in einer frühen Schrift mit der sog. „Judenfrage“ (1843). In diesem – gegen seinen akademischen Lehrer Bruno Bauer gerichteten – Text sieht er „die Juden“ als Synonym für eigennützige, asoziale, schachernde Menschen, die das Geld und den „Wechsel“ als ihren eigentlichen Gott betrachten. Er setzt somit Judentum und Kapitalismus gleich.¹⁸ Das ist der – wie wir sahen, in gewisser Weise an Martin Luthers Sicht anschließende – Ausgangspunkt seiner Kritik am Judentum, aber so wird nicht der ganze Umfang seiner Judenfeindschaft deutlich.

Obwohl er ja selbst aus einer jüdischen Familie stammte und einige seiner Vorfahren sogar Rabbiner waren, äußerte er sich in vielen Zusammenhängen nicht nur sehr abschätzig, sondern geradezu bösartig und hasserfüllt über Menschen jüdischer Abstammung oder Prägung. So bezeichnete er etwa den Gründervater des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV), aus dem sich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) entwickeln sollte, **Ferdinand Lassalle** (1825-1864), als „jüdischen Nigger“, als „Baron Itzig“ und als „Wasserpöckischen Juden“.¹⁹ Es sind Äußerungen, die ihm heutzutage wohl Strafanzeigen wegen Antisemitismus und Rassismus einbringen würden. Wenn er in einem seiner Urlaube an seinen Freund Engels schrieb: **„Viel Juden und Flöhe hier selbst“**, so erinnert das an die nationalsozialistischen Gleichsetzungen jüdischer Menschen mit Ungeziefer und mündet fast in eine Vernichtungsrhetorik. Dennoch war Marx in dieser Hinsicht, so meint Jürgen Neffe, „... in seiner

18 Vgl. hierzu die Ausführungen bei *Jürgen Neffe: Marx: Der Unvollendete*, München 3. Aufl. 2017, S.154-157.

19 So nachzulesen bei *Neffe*, a.a.O., S.333-345.

Zeit ein Mann des Mainstreams“.²⁰ Man schaudert jedenfalls, solche Äußerungen zu lesen.

In seinem wissenschaftlichen Hauptwerk steigt Marx bekanntlich mit seiner ausführlichen Analyse der „Ware“ als dem Elementarbaustein des gesamtgesellschaftlichen Reichtums ein.²¹ Dort findet sich (neben allerlei beachtlichen Analysen) auch die Aussage, aus der Sicht der Kapitalisten seien die Waren **„... im Glauben und in der Wahrheit Geld, innerlich verschnittene Juden ...“**.²² Seine Ursprungsformel: „Waren = Geld“ wird also erweitert um die Formel „Waren = Geld = verschnittene Juden“. Einen analytischen Gewinn bringt diese Aussage nicht. Sie hat offenbar rein polemischen Charakter.

An anderer Stelle beschreibt Marx die Dynamik des kapitalistischen Akkumulationsprozesses. Dessen Pointe sei, führt er aus, dass die Akkumulation letztlich zur Konzentration des Kapitals führen müsse. Dabei verführt ihn seine brillante Rhetorik zum ironischen Ausruf: **„Akkumuliert! Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten!“**²³ Dieser Satz spielt erkennbar auf Jesu Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus an (Lukas 16, V. 19–31):

„Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und kostbares Leinen und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Ein Armer aber mit Namen Lazarus lag vor seiner Tür, der war voll von Geschwüren und begehrte sich zu sättigen von dem, was von des Reichen Tisch fiel, doch kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren. Es begab sich aber, dass der Arme starb, und er wurde von den Engeln getragen in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und wurde begraben. Als er nun in der Hölle war, hob er seine Augen auf in seiner Qual und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß. Und er rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarus, damit er die Spitze seines

²⁰ Neffe, a.a.O., S.347.

²¹ Umberto Eco hat darauf hingewiesen, dass die „Ware“ bei Marx in mancherlei Hinsicht dem „Zeichen“ in der allgemeinen Semiotik entspricht. Das Zeichen ist prozesshaft strukturiert, es besteht in seinem Kern aus einer Dreieitigkeit von Objekt, Zeichenkörper und Interpretant. Analog ist die Ware prozesshaft mit dem Geld und dieses mit dem Mehrwert/Kapital verbunden. Es könnte sich lohnen, diesem Hinweis nachzugehen. Vgl. Umberto Eco: Einführung in die Semiotik, München 5. Aufl. 1985, S.38.

²² Marx, a.a.O., S.157.

²³ Marx, a.a.O., S. 547.

Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham aber sprach: Gedenke, Kind, dass du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun wird er hier getröstet, du aber leidest Pein. Und in all dem besteht zwischen uns und euch eine große Kluft, dass niemand, der von hier zu euch hinüberwill, dorthin kommen kann und auch niemand von dort zu uns herüber. Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, dass du ihn sendest in meines Vaters Haus; denn ich habe noch fünf Brüder, die soll er warnen, damit sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. Abraham aber sprach: Sie haben Mose und die Propheten; die sollen sie hören. Er aber sprach: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße tun. Er sprach zu ihm: Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn jemand von den Toten auferstünde.“

Wie hat Marx nun dieses Wort adaptiert? Offenbar in einem vollkommen verdrehten, ironischen Sinn: Moses und die Propheten riefen ihm zufolge zur Akkumulation von Kapital auf. Das ist freilich eindeutig exakt **gegen den Sinn des Jesuswortes** gerichtet. Denn Jesus sagt ja klar, Moses und die Propheten stünden gegen den gewissenlosen Reichtum und für die Erfüllung des Willens Gottes. Marx greift also mit dem Ausruf wiederum die jüdische Tradition an, in der er offenbar nichts anderes als das Akkumulationsprinzip und damit die Gesamtdynamik des Kapitalismus erkennen kann.

Es scheint, als ob sich bei Marx im Blick auf das Judentum kaum ein positives, freundliches Wort findet. Iring Fetscher weist allerdings darauf hin, dass Marx, ein „Mann voller Widersprüche“, sich **„voller Mitgefühl für die in Jerusalem lebenden Juden“**²⁴ geäußert habe, weil diese – dem Proletariat jener Zeit vergleichbar – eine marginalisierte, unterdrückte Gruppe waren. Die humanistischen Impulse bei Marx sind eben doch vorhanden und mitunter sogar in der Lage, seine streckenweise zur Ideologie geronnenen Analysen auf eine lebens- und menschenfreundliche Betrachtungsweise zurückzuführen.

²⁴ Fetscher, a.a.O., S.127.

(4) **Fazit und Ausblick**

Zusammenfassend kann man somit sagen:

(Ad 1) Die Ausführungen von Karl Marx zur **Religion** selbst sind weitaus vielschichtiger, ambivalenter und auch gehaltvoller, als dies zumeist wahrgenommen wird.

(Ad 2) Seine **Sicht Martin Luthers** ist viel freundlicher, als man ihm dies auf den ersten Blick zutraut – allerdings blendet er dessen religiöse Absichten völlig aus und fokussiert sich auf dessen eher *en passant* geäußerte Thesen zur Ökonomie des Frühkapitalismus.

(Ad 3) Die Aussagen von Marx zum **Judentum** sind dagegen großenteils absolut böseartig bis antisemitisch zu nennen (obwohl es auch hier wieder Ausnahmen von der Regel gibt).

Vor diesem Hintergrund bleiben viele Fragen bei einer kritischen Re-Lektüre von Marx offen. Und man kommt nicht umhin, an einer Reihe seiner Äußerungen massiv Kritik zu üben – von der Wirkungsgeschichte im „real existierenden Sozialismus“ oder gar Stalinismus, für die Marx nichts kann, ganz zu schweigen. Aber alle klassischen Texte und ebenso ihre Autoren müssen sich jederzeit der Kritik stellen. Das gilt auch im Blick auf den von Marx so geschätzten Martin Luther.²⁵

²⁵ Die in der sog. „Reformationsdekade“ (2008-2017) von vielen Seiten kompetent vorgetragene und dann auch kirchenleitend und synodal rezipierte Kritik an Luthers hoch problematischen Äußerungen zur Judenfrage ist dafür nur ein besonders markantes Beispiel.

Es wäre aus meiner Sicht jedoch verfehlt, die Qualität der Kapitalismus-Analyse des Denkers Marx wegen seiner Fehler, Schwächen und teilweise unsäglichen Ambivalenzen zu unterschätzen.

Im Gegenteil sollte der von ihm als Alternative zum globalisierten Kapitalismus konturierten Idee des Sozialismus unsere erneute Aufmerksamkeit gelten. Um es mit Jesu Gleichnis zu sagen: Unsere Solidarität als Christinnen und Christen muss jederzeit den Menschen gelten, die wie Lazarus in Elend und Armut leben.

Sie brauchen unsere protestierende und solidarische Unterstützung. Dann wäre Religion nicht in erster Linie Opium. Dann würden aber auch Christ*innen und Jüd*innen nicht voneinander getrennt, sondern in ihrer Praxis als religiöse Sozialist*innen eng miteinander verbunden sein. Mit Marx, gegen Marx, über Marx hinaus.

*Dr. Eberhard Pausch
Pfarrer und Studienleiter an der
Evangelischen Akademie Frankfurt
Römerberg 9, 60311 Frankfurt am Main*

KURSORISCHE NOTIZEN

Was „Digitalisierung“ in der Kirche nicht heißen kann

Andreas Mertin

Notiz I: #DigitaleKirche

Immer wenn ich die verschiedenen Internetseiten zur Digitalisierung der Kirche – wie immer sie auch heißen mögen – aufschlage, überkommt mich gähnende Langeweile.¹

Das Design ist dem Einheitsbrei irgend eines Wordpress-Kataloges entnommen oder dem bemühten Standard-Design eines halb-begabten kirchenverbandelten Designbüros, niemals irgendwie verstörend, niemals aufregend, niemals der Welt eine Torheit, sondern immer brav, konform, glatt und css-gestylt.

Raffael statt Caravaggio, Masolino statt Masaccio. Kann man mit leben, muss man aber nicht. Ich möchte es jedenfalls nicht. Es erzeugt in mir unmittelbar Unbehagen. Wenn Glätte das Programm ist, muss ich dem nicht auch noch folgen.

Und dann die Inhalte. Wir alle leben davon, dass wir das, was wir können, prostituieren. Aber muss wirklich nahezu jeder Web-Auftritt in Sachen Internet und Kirchen behaupten, ohne den konsequenten Medieneinsatz wäre die Reformation nicht gelungen und deshalb müsse man auch auf die neuen Medien setzen? Das offenbart ein geringes Zutrauen in

¹ Vgl. etwa <http://digitale-kirche.evangelisch.de/>

den Heiligen Geist. „*The Culture of Persuasion*“² funktioniert anders. Manchmal nutzt der Heilige Geist den Buchdruck, manchmal nicht. Manchmal nutzt er Bilder, manchmal nicht. Wollen wir in Deutschland weiterhin verdrängen, dass der erfolgreichere Teil der Reformation eben nicht auf die Verbilderung des Glaubens gesetzt hat, sondern bei der Verkündigung des Wortes geblieben ist? *Cranach*, *Cranach* zu schreien macht die Sache doch nicht plausibler. Da ist mir jeder humanistische Künstler lieber, der statt religiöse Bildpropaganda zu betreiben und die Kunst zugrunde zu richten, der Kunst und damit der Sache treu geblieben ist.³ Und das Gleiche gilt für die Umsetzung ins Digitale.

Sicher, die IT-Fans wollen ihre Expertise in Sachen Digitalisierung der Kirche und den Gemeinden verkaufen, aber das sollte doch mit Maß geschehen. Martin Luther hat sich nicht hingestellt und nächtelang zusammen mit seinen Kollegen diskutiert, welches „Medium“ denn zur Kommunikation der reformatorischen Anliegen das Modernste sei, er hat keinesfalls Hashtags a la *#DigitaleKirche* entworfen, sondern er hat zunächst: Theologie getrieben. Wo er konnte, hat er medial – manchmal mehr als notwendig – auf Altbewährtes gesetzt. Auch seine visuellen Medienstrategien sind konventioneller als manche uns glauben lassen wollen. Vieles hat Luther einfach nur aus der katholischen Tradition übernommen. Man muss nur die Bilder aus der Schedelschen Weltchronik von 1493 mit den Bildern aus der Lutherbibel von 1534 vergleichen. Dass *alle* Kommunikation mediengebunden ist, bedeutet eben nicht, dass wir uns auf die Medien konzentrieren müssen, sondern nur, dass wir die passenden Medien für unsere Kommunikation der zentralen Inhalte finden müssen. Das brauchen nicht notwendig die neuesten Medien sein. Das gilt auch für die Gemeindekommunikation. Ich bin sehr für die Internetanbindung von Ge-

meinden, sehr für die Nutzung der Potentiale des Digitalen, und das nicht nur deshalb, weil auch ich seit mehr als 20 Jahren damit lebe. Aber die Argumente dafür müssen doch sinnvoll und vernünftig sein.⁴ Nein, mit aller Digitalisierung wird die Kirche keine Änderung bei der Flucht der Menschen aus der Kirche erreichen. Wenn es so einfach wäre, dann hätte irgendeine theologisch dürftige Sekte schon längst mit Hilfe der Digitalisierung die Wende geschafft. So technik-abstinent sind unsere charismatischen Brüder im Glauben ja nicht. Ganz im Gegenteil, sie haben schon früh auf Satellitentechnologie und Fernsehkirchen gesetzt. Aber Digitalisierung schafft noch keine Theologie. Während ich das schreibe, findet in Leipzig der per Satellit verbreitete ProChrist-Kongress 2018 statt, aber niemand nimmt ihn zur Kenntnis, vermutlich, weil dort niemand etwas zu sagen hat – außer altbackener Ideologie, die hochmodern verbreitet wird. Unglaublich? Ja, aber Wirklichkeit.

Zu befürchten steht, dass „Digitalisierung“ in der Kirche vor allem verwaltungstechnisch und im Blick auf den Arbeitsmarkt aufgegriffen wird. In diesem Sinne sagte der württembergische Bischof July jüngst, die Digitalisierung werde auch Auswirkungen auf die Kirche haben und könne etwa Verwaltungsabläufe verbessern. Gleichzeitig werfe der Prozess ethische Fragen auf, weil dadurch Arbeitsplätze verloren gingen. Das ist mir zu wenig.

Notiz II:

Eine „Digitale Theologie“ gibt es nicht

Wenn es heute Bücher gibt, die von „digitaler Theologie“ sprechen, so ist dies oft dem Markt, aber nicht der Sache geschuldet.⁵ Was soll „digitale“ Theologie sein? Binäre Theologie? Sicher nicht. Offenkundig muss es aber etwas anderes sein als eine Theologie des Digitalen.

Zur Begründung werden dabei menschheitsgeschichtliche Fakten so zusammengeschustert, dass sie zur intendierten Botschaft des Buches passen:

„Viermal in der Menschheitsgeschichte hat sich unser Leben durch Erfindungen oder –vielleicht

2 Vgl. dazu Pettegree, Andrew (2005): *Reformation and the culture of persuasion*. Cambridge, UK, New York: Cambridge University Press.

3 „Diese Entwicklungen vor Augen, kann die Kunst ihre Treue zu ihrer wahren Affinität zur Religion, die Bindung an die Wahrheit, nur durch eine fast asketische Abstinenz von allen religiösen Ansprüchen oder irgendwelchen Berührungen mit religiösen Themen bewahren. Religiöse Kunst heutzutage ist nichts als Blasphemie.“ Adorno, Theodor W. (2002): *Theses upon Art and Religion today*. In: Theodor W. Adorno: *Noten zur Literatur (I-IV)*: Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, S. 647–653, hier S. 653. [Übers. Dd. Verf.]

4 Vgl. Mertin/Herrmann: *Im Wettstreit mit Gott. Das Internet als Impuls für die Theologie*. Evangelische Kommentare 8/96, S. 481–484. Erneut abgedruckt unter <https://www.theomag.de/07/mh1.htm>

5 Haberer, Johanna (2015): *Digitale Theologie. Gott und die Medienrevolution der Gegenwart*. München: Kösel.

besser – Entdeckungen grundlegend kulturell verändert: Als wir das Sprechen lernten, lernten wir zu lügen, als wir das Schreiben lernten, lernten wir zu planen, mit dem Buchdruck lernten wir das Kritisieren, und mit dem Internet lernen wir, uns miteinander zu vernetzen. Wir überwinden heute medial Raum und Zeit, die Grenzen der Länder und des Leibes. Wir lernen neue Sprachen und neue Worte, wir leben in neuen Horizonten und in einem neuen Takt. Wir denken neu, wir arbeiten neu, wir lernen anders, wir begegnen uns anders.“

Tun wir zunächst wider besseren Wissens so, als ob Tiere wirklich *nicht* lügen könnten und Neandertaler *nicht* sprechen. Die Sprachfähigkeit des Menschen beginnt vor mindestens 100.000 (wenn nicht sogar vor 300.000) Jahren. Die Schriftsprache beginnt vor 6.000 Jahren, der Buchdruck vor knapp 600 Jahren, das Internet vor weniger als 50 Jahren. Versucht man, dies auf einer maßstabsgerechten Linie einzutragen, dann fällt es schwer, die Linie so lang zu ziehen, dass die letzten drei genannten Ereignisse noch sinnvoll unterschieden werden können.

Davor liegt aber zunächst einmal die Entdeckung der Steine als Werkzeuge vor 3,4 Millionen Jahren und die Zähmung des Wildfeuers vor 1,8 Millionen Jahren, kulturelle Fortschritte wie sie gravierender kaum gedacht werden können. Und zwischen den genannten Ereignissen der Sprache und der Schrift liegen so bedeutende kulturelle Errungenschaften wie die Fabrikation von Bildern (je nach Datierungsmethode 64.000 bis 48.000 vor heute), die Entwicklung der Schifffahrt vor 40.000 Jahren, die neolithische Revolution vor 11.000 Jahren mit der Entwicklung einer systemisch ausgearbeiteten Religion und noch sehr Vieles mehr, hinzu kommt später der menschliche Aufbruch zu den Sternen in den 60er-Jahren. Was rechtfertigt es, so unvergleichbare Ereignisse wie Sprache, Schrift, Buchdruck und Internet als *die* zentralen Schritte zu bezeichnen? „*Viermal in der Menschheitsgeschichte hat sich unser Leben durch Erfindungen oder – vielleicht besser – Entdeckungen grundlegend kulturell verändert*“. Wie kann man das schreiben? Mir fallen auf einen Schlag so viele kulturelle Entwicklungsschritte der Menschheit ein, dass man getrost zwei bis drei Nullen hinter die 4 schreiben könnte.

Diese vier Entdeckungen herauszugreifen ist durch und durch mythische Rede. Vermut-

lich wird man zudem den Buchdruck und das Internet schon in 2.000 Jahren als einen einzigen Schritt begreifen, weil sie so kurz hintereinander stattgefunden haben – so wie wir mit dem Begriff „Höhlenmalerei“ ja über 20.000 Jahre Kulturentwicklung zusammenfassen. Und die Behauptung, dass wir angeblich erst mit dem Internet lernen, uns miteinander zu vernetzen, ist ein von IBM und NEC in den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts per Werbespots verbreiteter Mythos, der damit nicht wahr wird. Die Rede von der Erde als globalem Dorf war schon nicht wahr, als die Erde vor 200.000 Jahren wirklich noch ein Dorf war.

Theologie ist Entmythologisierung – seitdem es überhaupt Theologie gibt. Deshalb sollten wir auch zur Entmythologisierung der digitalen Mythen beitragen. Ganz sicher kann und muss es eine Theologie des Digitalen geben, eine Theologie, die sich mit der Digitalisierung unserer Lebenswelten beschäftigt, mit Algorithmen-Ethik und vielem mehr, aber es gibt keine: *digitale Theologie*. Es gibt digitale Bilder, es gibt digitale Kunst – weil diese als solche sich nicht nur im Raum des Digitalen ereignen, sondern konstitutiv an das Digitale gebunden sind.⁶ Nur höchst ironisch kann man dagegen Begriffe wie *digitale Mystik* gebrauchen. Und schon Thomas Assheuer meinte seinerzeit die Mystik des Digitalen.⁷ Ein Redakteur der Zeitschrift *Technology Review*, Gregor Honsel, beendet seine – ansonsten selbst leider ziemlich oberflächliche – Rezension des Buches zur *Digitalen Theologie* von Johanna Haberer mit dem Seufzer: „Schade. Ich hatte gehofft, dass die Theologie schlaueres zum digitalen Wandel beizutragen wüsste.“⁸ Vertan, vertan sprach der Hahn und stieg herab vom Schwan.

Es ist irgendwie merkwürdig und traurig, dass solide theologische Debatten über Digitalisierung heutzutage a) nicht von Theologinnen und Theologen und b) eher auf einer Plattform wie www.algorithmenethik.de als auf kirchlichen Seiten geführt werden. Und mit theologischen Debattenbeiträgen meine

6 Vgl. auch Reck, Hans Ulrich (2003): Kunst als Medientheorie. Vom Zeichen zur Handlung. München: Fink. Sowie ders. (2002): Mythos Medienkunst. Köln: König, Walthers (Pamphlet, 20).

7 So Assheuer, Thomas (2004): Digitale Mystik. In: Die Zeit, 31.12.2004 (1). <http://www.zeit.de/2005/01/Kunst>.

8 <https://www.heise.de/tr/blog/artikel/Ist-Google-Gott-2644036.html>

ich solche, die nicht um das „Bürgersein in der digitalen Welt“ kreisen, sondern wirklich philosophische-humanistische-theologische Maßstäbe benennen, anhand derer Menschen mit Maschinen respektive mit Algorithmen umgehen sollten.

Notiz III: Theologie des Digitalen

Judentum und Christentum sind nicht zuletzt Deutungsreligionen. Sie deuten die Welt unter der religiösen Erfahrung des Befreienden Gottes vom Sinai. *Schma Israel – Höre und erinnere dich Israel* ist in die Konstitution unseres Glaubens tief eingeschrieben. Zu dieser Erinnerung an das befreiende Handeln Gottes gehört nun ebenso die Besinnung darauf, dass sich der jüdische und der christliche Glaube in die Kultur ihrer Umwelt eingeschrieben haben, wie auch die kritische Reflektion und Interpretation dieser Umwelt. Eine Theologie des Digitalen kann nicht nur bewahrtheologisch arbeiten, also gegen die Digitalisierung der Lebenswelten einfach auf überlieferte „Wahrheiten“ setzen. Es reicht also nicht, einfach nur biblische Einsichten und reformatorische Aufbrüche aus dem Hut zu zaubern und 10 Gebote für die digitale Welt aufzustellen – das ist unterkomplex. Perry Barlows an Paulus orientierte „Principles of Adult Behavior“⁹ sind situationsangemessener als die formalisierte Anwendung theologischer Plattitüden. Stattdessen gilt es zu bedenken, was Ralph Charbonnier in der ZEIT so zusammengefasst hat:

„Für die Kirchen geht es bei der Digitalisierung nicht nur darum, konkrete Technologien und technische Produkte ethisch zu bewerten. Es geht um mehr: Digitalisierung ist als eine spezifische Weise anzusehen, Wirklichkeit wahrzunehmen, zu interpretieren und in ihr zu wirken.“¹⁰

Das ist leichter gesagt als getan und vermutlich nicht zufällig verzichtet Charbonnier darauf, es zu konkretisieren. Zunächst einmal geht es darum, Digitalisierung überhaupt nur zu begreifen. Der Versuch, diese Prozesse zu durchdringen, dürfte einige Jahre kosten, wenn es denn valide geschehen soll und man nicht aus dem Bauch heraus seine theologischen Vor-Urteile von sich gibt. Gleichzeitig

geschehen diese Dinge aber in einer derartigen Geschwindigkeit, dass man ihnen kaum nachkommt. Das ist das Dilemma. Dennoch muss man mehr sagen können, als dass die kirchlichen Verwaltungsprozesse durch Digitalisierung optimiert werden oder Arbeitsprozesse in der Wirtschaft tangiert sind. Aber dieser Prozess ist kein neuer, wie ich selbst als Soft-Cyborg weiß, dem die faszinierenden Erlungenschaften der Hochtechnologie schon seit Jahrzehnten zunehmend unter die Haut wachsen. Die Diskussion der intimen Technologien, die die Menschheit verändern, ist deutlich älter als das Entsetzen der Menschen über die Enthüllungen von Edward Snowden. Wie sagte Sherry Turkle schon vor Jahren: *„Die ersten Menschen, die mit intimen Technologien in Berührung kamen, waren Kranke, zum Beispiel Diabetiker, die mehrmals am Tag ihren Blutzucker überprüfen müssen. Mehr und mehr Leute kommen in die Situation, wo ihnen die Technologie auf den Leib rückt und dort für ihr Wohlbefinden sorgt. ... Ganz allmählich geht uns die Technologie mehr und mehr unter die Haut, zuerst natürlich im medizinischen Bereich: Chips, die das Hören, Sehen oder unsere Gedächtnisleistung verbessern – eines wird zum nächsten führen und Cyborgs werden uns dann nicht einmal mehr auffallen.“* Irgendwann werden wir – wie von William Gibson in seiner Cyberpunk-Trilogie¹¹ beschrieben – alle Schnittstellen für die virtuellen Welten nicht nur am, sondern im Körper haben. Auch das muss theologisch reflektiert werden.

Notiz IV: Digitale Pfarrerinnen und Pfarrer

Von der Theologie des Digitalen noch einmal grundsätzlich zu unterscheiden ist die Digitalisierung und Virtualisierung der pastoraltheologischen Handlungen, über die Thomas Melzl in dieser Ausgabe des Magazins für Theologie und Ästhetik schreibt.¹² Diese Reflexionen sind unentbehrlich und müssen wie hier mit viel Expertise und Phantasie vorangetrieben werden. Ich will aber nicht verhehlen, dass ich gegenüber der Digitalisierung der pastoraltheologischen Handlungen tief skeptisch bin. Nicht weil ich glaube, dass dies theo-

9 Vgl. Verf. (2018): Principles of Adult Behavior. Eine Erinnerung aus Anlass des Todes von John Perry Barlow in diesem Heft.

10 Charbonnier, Ralph (2017): Digitalisierung: Jesus und die Algorithmen. In: Zeit (32), <http://www.zeit.de/2017/32/digitalisierung-christentum-problem>

11 Gibson, William (1987): Neuromancer. München. Gibson, William (1997): Biochips, 9. Aufl. München. Gibson, William (1990): Mona Lisa Overdrive, 2. Aufl. München.

12 Vgl. Thomas Melzl, „Das unentdeckte Land. Anfragen der Digitalisierung an Theologie und Kirche am Beispiel liturgischer Handlungen“ in diesem Heft.

logisch illegitim wäre oder theologisch nicht zu rechtfertigen wäre. Ganz im Gegenteil, da habe ich überhaupt keine Zweifel.

Selbstverständlich können wir Pfarrerinnen und Pfarrer auch durch Maschinen ersetzen, vielleicht nicht restlos, aber in vielem. So wie wir ja zunehmend auch in vielen anderen Berufen Menschen durch Maschinen ersetzen werden. Selbst in der Meinungsbildung beginnen wir, durch Bots Meinungen zu steuern. Und warum sollte eine Maschine schlechter in der Sündenvergebung sein als ein Pfarrer oder eine Pfarrerin? Schließlich weiß er dank BigData ja auch viel mehr von seinem Beichtkind, mehr als es ein Beichtvater je wissen könnte. Warum sollte er schlechter predigen, wenn ihm doch Millionen von bisher gehaltenen Predigten zur Verbesserung seiner Sprachkultur zur Verfügung stehen? Eben so, wie ein Schachcomputer auf Millionen bereits gespielter Partien zurückgreifen kann. Warum sollte man etwas dagegen haben, wenn im Krankheits- oder Sterbefall statt einer vielbeschäftigten kirchlichen Amtsperson ein Roboter zur Spendung des letzten Abendmahles oder – bei Katholiken – zur letzten Ölung käme? Warum sollten die lästigen Beerdigungen nicht durch Automaten durchgeführt werden, die aus den zur Verfügung stehenden BigData des Verstorbenen sicher eine bessere und persönlichere Beerdigungspredigt zusammenstellen könnten, als all die Geistlichen, denen ich in den letzten Jahren bei diesem Ritus zuhören durfte? Warum sollten wir nicht virtuelle Gottesdienste mit virtuellem Abendmahl feiern? Wem es Spaß macht und wer das für Religion hält – bitte schön.

Es wäre nur nicht *meine* Religion und ich persönlich hätte auch überhaupt kein Interesse daran. Nur weil etwas geht, muss man es nicht unbedingt machen. Vor einigen Jahren schrieb ein reformierter Kollege ein überaus kluges Buch darüber, dass auch nach reformierter Theologie der Einsatz von Bildern in Gottesdienst und Verkündigung legitim sei. Und er hatte theologisch ganz sicher Recht.¹³ Aber dennoch gibt es diese Ausprägung der reformierten Kirche, in ihrer religiösen Praxis genau darauf zu verzichten. Ich könnte mir auch für das Judentum vorstellen, dass man im Blick auf das, was als koscher gilt, Variationen und Modernisierungen entwickeln kann. Die Frage aber bleibt, welches Gewicht das

¹³ Vgl. <https://www.theomag.de/17/am50.htm>

kulturelle Gedächtnis für die einzelne Religion hat und ob wir die bisherigen religiösen Tafeln einfach durch neue Whiteboards austauschen können und vor allen Dingen: sollten.¹⁴

Und da sage ich zunächst einmal: lassen wir es darauf ankommen. Schauen wir, was die digitalen Segenshandlungen bringen werden, vor allem dann, wenn es nicht nur *einen* solitären Segensroboter wie in Wittenberg gibt, sondern an jedem Flughafen, jedem Bahnhof, jeder Haltestelle einer Straßenbahn, ja in jedem Haushalt einer steht. Nach dem Aufstehen und vor dem Einchecken schnell noch eine Segenshandlung. „Die Maschine segne dich und behüte dich; die Maschine lasse ihr Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; die Maschine hebe ihr Angesicht über dich und gebe dir Frieden.“

Vielleicht ist es angesichts dessen dann doch ganz attraktiv, sich *nicht* der Serialität, die aus der Maschinenteknik notwendig folgt, hinzugeben, sondern das Personale zu schätzen. Aber wie gesagt: schauen wir ruhig, was Segensroboter, Digitalisierung der pastoraltheologischen Handlungen und virtuelle Gottesdienste den Menschen bringen. Ich bin immer für Experimente – solange ich daran nicht teilnehmen *muss*.

Allerdings, weil ich ja hier in einem Kunst- und Kulturmagazin schreibe, möchte ich auch das festhalten: ein Kunst-Projekt ist der eingesetzte Segensroboter keinesfalls. Das ist eine Kategorienverwechslung.¹⁵ Nur weil ein Elektro-Ingenieur seinen Roboter als Kunstprojekt etikettiert, ist es noch keines.¹⁶ Und ‚künstlich‘ und ‚Kunst‘ sind zwei unterschiedliche Phäno-

¹⁴ Vgl. Halbwachs, Maurice; Maus, Heinz (1985): Das kollektive Gedächtnis. Ungekürzte Ausg... Frankfurt a. M.: Fischer (Fischer, 7359 : Fischer-Wissenschaft).

¹⁵ Vgl. Dewey, John (1980): Kunst als Erfahrung. Unter Mitarbeit von Christa Velten. Frankfurt am Main, S. 368: „Kritiker ebenso wie Theoretiker sind der Versuchung ausgesetzt, das spezifisch Ästhetische in Begriffe irgendeiner anderen Art von Erfahrung zu übersetzen. Die allgemein verbreitetste Form dieses Trugschlusses ist die Annahme, der Künstler beginne mit einem Material, das bereits einen anerkannten Status in moralischer, philosophischer, historischer oder welcher Hinsicht auch immer besitzt und er mache es dann durch Entwickeln von Gefühlen und phantasievolleres Herausputzen angenehmer. Das Kunstwerk wird behandelt, als ob es eine Neuausgabe von Werten wäre, sie schon auf anderen Gebieten der Erfahrung kursieren.“

¹⁶ Vgl. dazu Lehnerer, Thomas (1999): Die Botschaft der Kunst. In: Dietrich Neuhaus und Andreas Mertin (Hg.): Wie in einem Spiegel. Begegnungen von Kunst, Religion, Theologie und Ästhetik: Haag + Herchen GmbH, S. 119–128.

mene. Man könnte es viel plausibler ein soziales Experiment nennen. Oder man verwendet einen extrem breiten Kunstbegriff, wie er in Kochkunst oder anderen Derivaten vorkommt und im Sinne von kunstvoll gebraucht wird. Das Kunsthafte an einem Kunstobjekt, das sagen einem alle ästhetischen Theorien der letzten 200 Jahre, ist gerade die Wendung gegen die Instrumentalisierung und Funktionalisierung.¹⁷ Das ist der Gang der Kunst seit der Neuzeit. Als Kunstprojekt würde durch den Segensroboter einsichtig werden, dass es keinen Segen gibt – sondern ästhetisch generierte Interaktion.

Auffällig an diesem Roboter-Projekt ist zunächst die zum Ausdruck kommende Unsicherheit darüber, was eine performative Handlung eigentlich ausmacht. Wenn ich schon beim Vollzug des Segens fragen muss „Was ist Segen? Wann wirkt Segen?“, dann ist etwas grundlegend schiefgelaufen – man befindet sich plötzlich auf einer Meta-Ebene. Dieser Roboter ist gerade keine Zukunftsvision, sondern eher der verzweifelte Versuch, das fraglich gewordene Alte (den Segen) mit etwas Neuem (dem Roboter) attraktiv zu machen. So funktionieren Re-Novierungen aber nicht.

Kleiner Exkurs I: Das religiöse Personal im Science-Fiction

Ich bin einmal kurz meine digitale Science-Fiction-Sammlung durchgegangen, sie umfasst etwa 310 Bücher. Insofern man Science-Fiction als Spiegel der Sehnsüchte einer Gesellschaft begreift, dann müsste doch in all diesen Bänden auch ein religiöser Virtuose als Roboter auftauchen. Vielleicht lese ich die falschen Science-Fiction-Geschichten, aber in meinen Büchern werden zwar viele Priester (in 87 Büchern), Mönche (21), Geistliche (16), Pfarrer (9) Theologen (7), ja sogar Neu-Kalvinisten (1) beschrieben, aber alle sind reale Menschen – auf die einzige Ausnahme komme ich gleich noch zu sprechen.

In der Sache kommt die Erzählung „Machine of Death“¹⁸, in der allen Geschichten gemeinsam ist, dass eine Maschine dem Fragenden präzise die Ursache des Todes vo-

raussagen kann, dem Gemeinten noch am Nächsten. Aber auch dort laufen die Menschen, nachdem sie von ihrer Diagnose erfahren haben, nur zu realen Priestern. Also lassen wir sie laufen. Wenn ihnen Roboter geben, was sie brauchen, dann werden sie zu Robotern laufen, wenn nur Menschen ihnen das geben, dann werden die Roboter eben nicht gebraucht. Meine Science-Fiction-Geschichten sind in dieser Frage außerordentlich skeptisch. Sie setzen auch im 24. Jahrhundert auf das personale Prinzip – außer bei Detektiven, da wird, wie etwa bei Isaac Asimov, auch schon einmal ein Roboter eingesetzt, aber in Konkurrenz zu einem realen Menschen.¹⁹

In Isaac Asimovs Science-Fiction „Wenn die Sterne verlöschen“²⁰ wird der Computer AC, der nach und nach in Milliarden von Jahren alle menschlichen Geister in sich aufgenommen hat, selbst zu Gott, der in einer paradoxen Volte das Universum erschafft, weil ihm nach dem Ende der Menschheit der Adressat für die Beantwortung der Frage „Wie kann das Netto-Maß der Entropie des Universums in großem Umfang herabgesetzt werden?“ schlichtweg verlustig gegangen ist: „Die Bewußtheit des AC umfaßte alles, was einst ein Universum gewesen war und schwebte über dem, was jetzt Chaos war. Es mußte Schritt für Schritt getan werden. Und AC sprach: »ES WERDE LICHT!« Und es ward Licht ...“ Die paradoxe Konsequenz aus der Digitalisierung der Lebenswelten ist am Ende die, dass der Roboter bzw. die Maschine sich gezwungen sieht, reale Menschen zu erschaffen. Irgendwie bezeichnend.

Kleiner Exkurs II: Mönch plus

Nun zur Ausnahme von der Regel: „Der elektrische Mönch“²¹ von Douglas Adam, auf den mich freundlicherweise Michael Waltemathe hingewiesen hat. Dieser Text wäre für unser Thema ein ebenso gutes wie schlechtes Beispiel – je nachdem welche Haltung man grundsätzlich einnimmt. Das ergibt sich schnell aus einigen Zitaten aus dem Anfangskapitel des Romans:

17 Vgl. dazu Menke, Christoph (1991): Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

18 North, Ryan; Morisse, Jörn; Bennardo, Matthew; Malki, David (Hg.) (2012): Machine of death. 34 Geschichten über Menschen, die wissen, wie sie sterben werden. Dt. Erstaug. München: Heyne.

19 Asimov, Isaac (1970): Der Mann von drüben (The caves of steel, dt.).

20 Asimov, Isaac (1975): Wenn die Sterne verlöschen. 6 d. besten Stories d. weltberühmten Science-Fiction-Autors. Rastatt (Baden): Pabel (Terra-Taschenbuch, 264).

21 Adams, Douglas (1988): Der elektrische Mönch. Dirk Gently's holistische Detektei. Hamburg: Rogner & Bernhard bei Zweitausendseins.

„Der Elektrische Mönch war ein Gerät zur Arbeitseinsparung wie ein Geschirrspüler oder Videorecorder. Geschirrspüler spülten für einen das langweilige Geschirr und ersparten einem so die Mühe, es selber spülen zu müssen; Videorecorder sahen sich für einen langweilige Fernsehprogramme an und ersparten einem so die Mühe, sie selber ansehen zu müssen; Elektrische Mönche glaubten für einen gewisse Dinge und ersparten einem damit, was allmählich zu einer immer beschwerlicheren Aufgabe wurde, nämlich alle Dinge zu glauben, die zu glauben die Welt von einem erwartete. Leider hatte sich bei diesem Elektrischen Mönch ein Fehler eingeschlichen, und zwar hatte er begonnen, mehr oder minder wahllos und ziellos alle möglichen Dinge zu glauben. ... Dieser Mönch hatte zum erstenmal nicht einwandfrei funktioniert, als er eines Tages schlicht und einfach zu viel glauben mußte. ... Der Mann aus dem Mönch-Elektroladen sagte, er bräuchte eine völlig neue Grundplatte, wies aber dann darauf hin, daß die neuen verbesserten Mönch-plus-Modelle zweimal so stark seien ... Das war's. Peng. Der defekte Mönch wurde in die Wüste geschickt, wo er glauben konnte, was er wollte, inklusive, daß man ihm übel mitgespielt habe.“

Voila! Das ist bei Douglas Adam wie nicht anders zu erwarten höchst ironisch, aber es gibt in der Tendenz einige interessante Fragen vor, wozu wir Elektrische Mönche eigentlich brauchen.

Notiz V: ‚Digitale Gläubige‘

Die erste zwingende Frage wäre für mich: Wenn der Elektrische Mönch das Substitut eines Priesters oder Pfarrers ist, warum sollte es dann nicht auch Avatare als Substitute der religiösen Subjekte geben? Ja mehr noch: Nach und nach könnten *alle* (!) am religiösen Prozess Beteiligten elektronisch substituiert werden. Letztendlich entstünde so eine autonome „Welt am Draht“²² – ganz ohne irgendwelche beteiligten reale und göttliche Subjekte. Die Idee, ausschließlich die religiösen Virtuosen und/oder den Raum zu substituieren bzw. zu simulieren, scheint mir daher entschieden zu kurz gedacht. Viel bequemer ist es, alles zu simulieren. Wenn schon, denn schon.

Während der Zeit der Renaissance war man im Florenz der Medici schon wesentlich weiter – wie uns der Kunsthistoriker Aby Warburg in einer wunderbaren, aber durch zeitgenössische Berichte gut verbürgten Geschichte berichtet:

„Die Kirche Santissima Annunziata verlieh an die Mächtigen der Stadt und an vornehme Fremde das eifrig nachgesuchte Privilegium, zu Lebzeiten die eigene Figur in getreuer lebensgroßer Nachbildung in Wachs und angethan mit den eigenen Kleidern in der Kirche selbst aufstellen zu dürfen. Zur Zeit des Lorenzo de' Medici war die Fabrikation solcher Wachsfiguren (Voti) ein ausgebildeter hochstehender Kunstzweig und in den Händen der Benintendi, Schüler des Andrea Verrocchio, die Generationen lang eine ausgedehnte Votifabrik zum Nutzen der Kirche leiteten und deshalb den Namen ‚Fallimagini‘ führten. Lorenzo selbst ließ, nachdem er 1478 glücklich den Dolchen der Pazzi entronnen, seine lebensgroße Wachsfigur, von Orsino Benintendi angefertigt, dreimal in florentinischen Kirchen in verschiedenem Kostüm aufhängen. In denselben Kleidern, die er am Tage der Ermordung seines Bruders Giuliano trug, als er sich gerettet, aber selbst verwundet, dem Volke am Fenster zeigte, hing seine Figur in einer Kirche der Via San Gallo; im florentinischen Bürgerstaatsgewand, im Lucco, erblickte man ihn dann noch über einer Thür in der Annunziata, und eine dritte derartige Porträtwachsfigur schickte Lorenzo als Dankesvoto nach der Kirche Maria degli Angeli in Assisi.“

Die Menge dieser Voti schwoll schon gegen Anfang des 16. Jahrhunderts derartig an, dass in der Kirche selbst Platzmangel eintrat und die Figuren der Stifter an Stricken oben am Gebälk aufgehängt und deswegen die Mauern durch Ketten verstärkt werden mussten, und erst als durch das öftere Herabfallen eines Voto Andächtige erheblich gestört wurden, verbannte man das Wachsfiguren-Kabinet in einen seitlichen Hof, wo Reste des Panoptikums noch bis Ende des 18. Jahrhunderts zu sehen waren.²³

Wenn man den Menschen/Gläubigen also theologisch vermitteln könnte, dass die Anwesenheit von Avataren, also virtuellen Voti bei digitalen Gottesdiensten auch wirklich denselben Zweck erfüllt, wie die persönliche

22 Vgl. Galouye, Daniel F. (1989): Simulacron-drei. Science Fiction-Roman. 2. Aufl. München: Heyne (Heyne-Bücher 6, 16).

23 Warburg, Aby Moritz (1932): Bildniskunst und florentinisches Bürgertum. Domenico Ghirlandaio in Santa Trinita / Die Bildnisse des Lorenzo de' Medici und seiner Angehörigen. (1902.); S. 99f.

Anwesenheit der Menschen/Gläubigen bei realen Gottesdiensten, dann dürften künftigen Designern des religiösen Second Life ähnlich wie der Künstlerfamilie Benintendi gute Zeiten bevorstehen.

Man müsste ein derartiges Verhalten den Menschen eben nur mit theologisch fundierten Argumenten einsichtig machen – und es dürfte nicht einfach nur ein kurzfristiger Hype wie bei Second Life sein.²⁴

Notiz VI: Church of Fools

Da im Protestantismus traditionell die Kirchenleitungen eine geringere Rolle spielen als etwa im Katholizismus und daher auch sehr viel weniger an das *personale* Stellvertreterprinzip gebunden sind, könnte man den Prozess der Digitalisierung dort beginnen. Nicht in dem Sinne, dass wir die Kirchenleitungen mit einem digitalen Machtapparat ausstatten, sondern sie schlicht durch Maschinen ersetzen. Da Algorithmen doch angeblich gute Personalberater sind²⁵ und auch über mehr oder weniger präzise Sozialprognosen verfügen²⁶, wäre das doch eine interessante Idee. Ersetzen wir zunächst also das Dezeranat „Pfarrdienst und Personalplanung“ durch Algorithmen gesteuerte Maschinen. Hier hat sich die Kirchenleitung ja bisher am schwächsten erwiesen.

Weder wurden die Charismen der künftigen Pfarrerinnen und Pfarrer angemessen berücksichtigt, noch die Zahlen des künftigen Pfarrerberarfs korrekt berechnet. Das können Maschinen besser. Aber vielleicht müsste man ganz avantgardistisch noch ‚höher‘ anfangen. Der Vorsitzende des Rates der EKD wäre doch so ein Anfang für eine Substitution durch Roboter. Für ihn könnte man ja statt Pepper²⁷ besser Sophia²⁸ verwenden. Nach und nach könnte dann der Rest der EKD-Verwaltung folgen. Für die reicht ganz sicher

Pepper als Substitut. So würden wir dann endlich die First Church of Cyberspace in die Wirklichkeit überführen, die die New York Times schon 2004 in Ansätzen realisiert sah.²⁹ Nicht umsonst trug das Unternehmen damals und heute den Namen *Church of Fools* (www.churchoffools.com). Mehr habe ich in dieser Frage nicht anzumerken.

Notiz VII: Eine abschließende Erinnerung

Aber im Ernst. Als der im vergangenen Jahr verstorbene Theologe und Schriftsteller Kurt Marti vor genau 60 Jahren über die Bedeutung von Bildern und damit von Repräsentanzen im religiösen Ritus nachdachte, schrieb er Folgendes:

„War bis zu Jesus Christus Gottes aktuelle irdische Residenz, in die er nicht gebannt war, in der es ihm aber gefiel, seinem Volke je und je zu begegnen, eine lokale Residenz (Stiftszelt, Tempel), so wählt Gott von nun an eine personale Residenz (Jesus Christus). Natürlich ist der Bedeutungsschwund des Tempels ein geschichtlich sehr differenzierter Vorgang. Das gleiche gilt von der theologischen Erkenntnisbildung der ersten Christengemeinden. Wir begnügen uns hier damit, das theologische Fazit dieser Entwicklungen zu ziehen. Nach neutestamentlicher Auffassung ereignet sich die Begegnung mit Gott von nun an nicht mehr in einem Tempel, sondern in der Person Jesu Christi.“³⁰

Das scheint mir im Kern das zu enthalten, worum es in der Frage der Digitalisierung (nicht nur der pastoraltheologischen Handlungen) geht. Gibt es eine Begegnung mit Gott in der Person Jesu Christi? Dann ist die Frage der räumlichen Gestaltung und des Kontextes sekundär. Gibt es diese personale Begegnung nicht, ist alles hinfällig.

Andreas Mertin
Erftstraße 19, 58097 Hagen

24 Vgl. Mertin, Andreas (2012): Down the rabbit hole. Oder: Der medialisierte Mensch im Netz der Systeme. In: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 64 (2), S. 168–177.

25 Weitzel, Tim (2018): „Der Algorithmus diskriminiert nicht“. „Roboter Recruiting“. Ein Interview. In: Die Zeit. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/arbeit/2018-01/roboter-recruiting-bewerbungsgesp-raech-computer-tim-weitzel-wirtschaftsinformatiker>, zuletzt geprüft am 11.03.2018.

26 Vgl. dagegen Brooks, Rodney (2017): Die sieben Todsünden der Prognosen über die Zukunft der KI. Online <https://algorithmenethik.de/2017/11/14/die-sieben-todsunden-der-prognosen-ueber-die-zukunft-der-ki/>

27 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Pepper_\(Roboter\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Pepper_(Roboter))

28 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Sophia_\(Roboter\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Sophia_(Roboter))

29 <http://www.nytimes.com/2004/05/15/nyregion/religion-journal-the-first-church-of-cyberspace-services-tomorrow.html>

30 Marti, Kurt (1958): Christus, die Befreiung der bildenden Künste zur Profanität. In: Evangelische Theologie (8), S. 371–375, hier S. 372.

Und Gott lachte

Martin Ost

Ich hatte einen Traum. Ob es ein Albtraum war, das weiß ich nicht, ob es ein Wahrtraum war, kann ich nicht sagen. Aber dass er mich nicht loslässt und immer wieder kommt, mit jedem Sonntagsblatt und Synode aktuell und manchmal einfach so zwischen Abend und Morgen, das ist wahr.

Ich sah und siehe, meine Kirche und ihre Mitarbeitenden beschäftigt mit immer neuen Papieren, die immer die gleichen Fragen stellen. Und ich sah, wie sie geschäftig mit Eifer neue Antworten suchten auf die alten Fragen und Papiere entwarfen, wie Kreise tagten, die die Texte beschlossen und Moderatoren sie Unkundigen deuteten. Wer nicht mitmachen mochte, wem alles bekannt vorkam, den erklärte man zu einem Fossil, versteinert, Sie verstehen? Am Ende waren die Antworten ebenso alt wie die Fragen, aber das sagte niemand – ob jemand es merkte?

Und ich sah andere, die das Unberechenbare in Zahlen fassen, Zukunft planen und so Zuversicht schöpfen wollten. Und ich verstand die Verzweiflung, die sie trieb und doch ihre Antworten nicht. Wie viele überhaupt noch in der Kirche sein würden in dreißig Jahren, wie viele Mitarbeitende wir uns leisten können, fragten sie und fügten nicht hinzu „nach menschlichem Ermessen“ oder „so Gott will“, der Unberechenbare kam in den Rechnungen nicht vor.

Und wieder andere sah ich, die priesen neue Medien. Per WLAN mit Gott verbunden oder wenigstens mit der Kirchenleitung und jeden Tag eine Predigt des Bischofs frei Haus: Was brauchst Du die kalten Kirchen noch, sagten sie, außer als Raum für den godspot. Per Internet Starprediger frei Haus und das Echo zurück, das andere in den Gemeinden selten hören: „Es liegt so viel Segen in Ihren Worten!“ schrieben einige und fanden keine Schleimspur. Andere erfanden Events, bis sie so am Ende waren, dass sie nicht einmal mehr berichten konnten von all dem Guten, das sie erzeugt hatten.

Ja, da gab es auch Menschen, die Kirche am Evangelium gemessen planten und redeten, als seien sie von Paulus persönlich unterrichtet worden. Gemeinden sahen sie und sahen

die nicht, die in keiner Gemeinde sein wollten. Sie träumten von Kirche ohne Kirchenleitung und sahen keinen Wandel der Zeiten. Am Ende rangen sie dann nur noch mit den anderen, die alles das für bloß historisch erklärten, was man nicht übertragen könne, wie sie sagten.

Wieder andere waren beschäftigt, Arbeitszeit in Dienststörungen zu fassen und weil es nicht ging, konnten sie manchen Besuch nicht mehr machen und mussten Predigten suchen im weltweiten Netz. Ob das auch Arbeitszeit sei, fragten sie dann und merkten nicht, wie sie Freiheit verspielten und Kreativität. Dass sie vor den unendlichen Ansprüchen von Menschen sich retten wollten, die einen verschlingen können, das spürte ich, aber auch, wie Menschen sich abgewiesen fühlten von ihnen, ausgegrenzt, weil die sich abgrenzten.

Und ich sah, dass es mit meiner Kirche gar nicht so schlecht stehe, wenn Menschen Rat suchen und Hilfe und Orientierung. Ich sah, die ihr wieder beitraten und mithalfen an ihrem Ort. Nur fanden sie, was sie taten, gering geschätzt in den Papieren und in der Versammlung der klugen und kirchenleitenden Menschen. Die hatten wohl keine Zeit, das Einzelne zu sehen, weil sie das Ganze planten und indem sie es planten, zerfiel ihnen alles in Teile und die Teile wieder in Teile, bis Verzweiflung sie ergriff und sie Fachleute suchten, das Ganze wiederherzustellen. Und schrieben neue Papiere und hörten neue Referate, aber was Kirche sei, das wussten sie nicht, das sollte die mittlere Ebene planen.

Dass Kirche ein Teil dieser Gesellschaft sei, die so vielfältig ist, dass kein Teil Wirkung im Ganzen haben kann, das sahen sie nicht. Dass ihre Worte kaum jemand las, selbst nicht die verkürzte Form in der Zeitung, und Geschichten aus dem Plenum keinen interessierten, das sahen sie nicht. Dass keine Partei, keine Gewerkschaft, keine Interessengruppe alle erreichte, wollten sie nicht sehen.

Und ich sah, dass Menschen nach Kirche fragten, die eine Grundlage für das Leben suchten, einen Halt in der Auseinandersetzung um Menschen und Meinungen. Weil aber all die Geschäftigen beschäftigt waren und eingedeckt mit Papieren und Bilanzen,

Prognosen und Berechnungen, Ängsten und Streit, wer denn nun Kirche sei, suchten die Menschen andere Orte. In kleinen Gemeinden, die Wärme boten und Antwort und wirkliche Menschen.

Und so träumte ich, dass all das, was das Ende der Kirche verhindern sollte, dieses Ende beschleunigen könnte. Und spürte die Angst der Rechner, die am Ende noch mit einer Mehrheit der Mitglieder nicht nur ihre Prognosen dahingehen sahen, auch alle Berechenbarkeit und das Geld werde nicht reichen, so sagten sie. 2050 machen die Letzten das Licht aus und gründen eine Immobiliengesellschaft und stellen Leute ein für kundige Führungen durch erhabene Räume.

Was Gott im Himmel machte, das sah ich nicht. Vielleicht hatte er keine Zeit für all diese Geschäfte, beschäftigt mit Gebeten derer, die keine Worte mehr fanden für ihren Glauben, den sie suchten und noch immer nicht hatten. Und manche vermissten ihn nicht, weil sie gar nicht wussten, was sie vermissen könnten und niemand ihnen davon redete.

Und ich erwachte und erschrak, weil ich merkte, dass ich lange schon wach gewesen war. Und hätte nun gern, dass es ein Traum gewesen sei, Alb- oder Wunschtraum. Denn es war mir, als ob Gott lachte. Und sein Lachen hallte wider von einem Ende der Welt zum anderen, aber all die Geschäftigen hörten es nicht, weil sie zu laut waren und die Frommen hörten es nicht, weil ihr Gott nicht lachen konnte. Und dass sie alle nur lebten, weil er lachen konnte, das sahen sie nicht. Dass er noch lacht oder lächelt und seine Liebe kein Ende habe, das wünsche ich mir und uns allen. Ob ich es glauben kann? Manchmal weiß ich selbst das nicht.

Ja, wir müssen überlegen, wie mit weniger Pfarrerinnen und Pfarrern das Evangelium weitergegeben werden kann – nur: War davon irgendwo die Rede? Wer wird diesen Beruf ergreifen oder auch nur sein Leben der Kirche widmen, wenn das ihre Arbeit sein soll?

Martin Ost

Stubenrauchstr. 14a, 12203 Berlin

VOM SINN (IN) DER FREIWILLIGKEIT

Kirchengemeinden – was attrahiert?

Henning von Vieregge

„Es ist immer schwieriger, Mitglieder für eine ehrenamtliche Position in der Kirchengemeinde zu gewinnen“. Diese Aussage ist in Gesprächen unter Pfarrerinnen und Pfarrern immer wieder zu hören. Aber ist sie richtig? Und wenn ja: Gilt sie allgemein oder nur im konkreten Fall? Wollte man die Aussage für die eigene Gemeinde beantworten, müsste man sich dem Thema unter verschiedenen Gesichtspunkten nähern. Fragen könnten sein:

- Fällt es Ihnen schwerer als vor fünf Jahren, die Wahlpositionen in der Kirchengemeinde zu besetzen?
- Konnten Sie vor fünf Jahren die Führungspositionen in der Kirchengemeinde qualifizierter besetzen als mittlerweile? Oder gelingt es Ihnen nach wie vor, Ihre Wunschkandidaten – oder die Wunschkandidaten des Kirchenvorstands – zu gewinnen?
- Hat sich in der Gemeinde (und darüber hinaus, z.B. in der Dekanatsebene) die Zahl der zu besetzenden Positionen im Vergleich

zu vor fünf Jahren verkleinert oder vergrößert oder ist sie gleich geblieben?

- Haben sich im Fünf-Jahres-Vergleich die Anforderungen (zeitlich und inhaltlich) an die ehrenamtlichen Positionen verändert und wenn ja, wie? Mehr Zeit, weniger Zeit, anspruchsvoller oder weniger anspruchsvoll?
- Hat sich die Art der Zusammenarbeit in den Gremien in den fünf Jahren mit dem technischen Wandel verändert oder ist sie im Wesentlichen gleich geblieben?
- Wie hat Ihre Kirchengemeinde auf die veränderten Wünsche potentieller Engagierter in den letzten fünf Jahren reagiert?

Würde es den Kirchengemeinden insgesamt tatsächlich immer schwerer fallen, ihre Mitglieder als aktive Mitglieder zu gewinnen, also als solche, die Kompetenz und Zeit für das Interesse der Kirchengemeinde und für Kirche und Glauben insgesamt einzusetzen bereit und in der Lage sind, dann könnte man vorhersagen, dass wir es mit einer abneh-

menden Wertschätzung der Organisation zu tun hätten mit der Folge (weiter) bröckelnder Mitgliederbindung. Es würde schwieriger fallen, neue Mitglieder zu gewinnen und die bisherigen zu halten. Es sei denn, empirische Befunde legen die Vermutung nahe, dass wir es mit einer zunehmenden Spaltung zwischen Engagement und Indifferenz¹ zu tun haben. Das würde aber nichts an der Bedeutung des Themas des bürgerschaftlich-kirchlichen Engagements ändern. Im Gegenteil: Die Kluft zum Rest der Gesellschaft könnte sich auf diesem Weg vergrößern.

Heinrich Bedford-Strohm, der Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland, hat sich vor einigen Monaten unter dem Titel „Den Sinn des Kreuzes öffentlich machen“ aus aktuellem Anlass in der FAZ² zu Wort gemeldet. Dabei kam er in seinem breiten Gedankenstrom auch auf die Beteiligung von Ehrenamtlichen in der Kirche zu sprechen:

„Was macht eine Kirche, die sich nach ihrem Selbstverständnis in ihren Gremien wesentlich auf die Beteiligung von Ehrenamtlichen stützt, wenn diese zunehmend weniger Neigung oder auch Möglichkeit zur kontinuierlichen Mitarbeit in den Entscheidungsgremien von Kirche und Gemeinde haben? Gerade bei jungen Menschen gibt es hier Abbrüche. An den Wahlen zu Kirchenvorständen beteiligt sich vor allem der hochengagierte Teil der Mitglieder. Nicht selten aber finden keine Wahlen mehr statt, da sich nicht mehr genügend Menschen für eine Kandidatur entscheiden.“ Also doch Krise? Aber Halt: Der bayerische Bischof stellt eine weitere Frage, die es verdient, ernsthaft und mit Handlungsentschlossenheit beantwortet zu werden: *„Brauchen wir wirklich so viele Instanzen und Entscheidungsebenen, wie wir sie derzeit in der Kirche haben?“* Er fragt dann weiter, ob der Umfang kirchlicher Regelwerke und die Zahl der Genehmigungsvorgänge tatsächlich notwendig sei und mahnt an, dass Kirche „ausreichend Erprobungsräume“ einrichten solle. Erprobung heißt in diesem Verständnis sicher nicht: Probieren unter Aufsicht und unter Erfolgszwang.

Bedford-Strohm bezieht sich auf die Wahl- und Führungspositionen, die Ehrenamtler eben. Das ist ein wichtiger, aber nicht der

ganze Blick auf Engagement. Vielleicht ist es sogar ein Fehler, sich allein begrifflich überwiegend abseits von der zivilgesellschaftlichen Diskussion, die sich um Engagement und Freiwilligenarbeit dreht, auf den Begriff „Ehrenamt“ zu kaprizieren. Nimmt man nämlich die Freiwilligen insgesamt in den Blick, lässt sich für die Kirche wie für die gesamte Gesellschaft feststellen, dass das Engagement nicht geschrumpft ist, sondern sogar zugenommen hat. Aber es hat sich verändert. Lange galt die Ein-Drittel-Faustformel.

1/3 der Bevölkerung lässt sich für bürgerschaftliches Engagement nicht gewinnen, ein Drittel ist bürgerschaftlich aktiv und ein weiteres Drittel sagt von sich aus, es ließe sich unter bestimmten Voraussetzungen engagieren. Die der Flüchtlingswelle unmittelbar folgende Engagement-Welle hat bewiesen, dass innerhalb dieses mittleren Drittels tatsächlich ein beachtlicher Teil aktivierbar ist.

Allerdings unter Voraussetzungen:

- Der Sinn des Engagements leuchtet ein, mehr noch: Das eigene Tun ist ein Beitrag der Veränderung zum Besseren.
- Das Engagement ist nicht unendlich, sondern aufgabenbezogen und lässt den Rückzug zu.
- Unhierarchisches unkonventionelles Miteinander erfreut.
- Die Nutzendimension beim potentiell Engagierten ist beachtet.

Zum letzten Punkt: Einer der Topkreativen der Werbebranche, der mittlerweile verstorbene Vilim Vasata, hatte eine Leitfrage an jede Kommunikation, die er beharrlich wiederholte. Kommunikation sei kein Selbstzweck, sie müsse eine Antwort finden auf die Frage des Kunden „Whats in for me“? Dabei geht es um deutlich mehr als materielle Vorteile. Aber wer auch im Gewinnen von Engagementwilligen ausschließlich mit dem Argument der moralischen Verpflichtung hantiert, lässt wesentliche Antriebe menschlichen Handelns außer Acht. Und das wäre ein arger Fehler.

Wer sich fragt, wie Menschen zu gewinnen sind, muss sich diese vier Bedingungen genau anschauen und dann überlegen, wie Projekte zu schneiden sind. In vielen Fällen wird aus einem zeitlich und inhaltlich begrenzten Projekt mehr, nämlich die Lust ist geweckt, der nächste Ruf wird erhört, das Engagement stabilisiert sich. Allerdings gelingt dies nur, wenn die Verantwortlichen die Freiwilligkeit

1 So bekanntlich der Titel der 5. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft aus 2014

2 Heinrich Bedford-Strohm, den Sinn des Kreuzes öffentlich machen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7.5.2018 S. 7

garantieren. Für Ehrenamtspositionen, deren Sinn dem Angesprochenen nicht einleuchtet, wird die Suche noch schwieriger werden. Dann sollte man über neue Formen nachdenken statt an den überkommenen unbedingt festzuhalten. Gremien lassen sich verkleinern oder abschaffen. Die Spielräume für Kirchengemeinden könnten vergrößert werden und sie sollten mit Mut zum Risiko erprobt werden. Auch Gremien können Erprobungsräume sein. Beispiel: Rotation nach zwei Jahren ist für manche Menschen verlockender als Bindung auf sechs Jahre, jährlich wechselnder Vorsitz für alle im Gremium attraktiver als ein Dauervorsitzender.

Der 4. Deutsche Freiwilligensurvey, 2016 erschienen, verdeutlicht, dass beim bürgerschaftlichen Engagement, legt man es nur richtig an, keineswegs das Ende der Fahnenstange erreicht ist. *„In den letzten 15 Jahren ist der Anteil Engagierter um insgesamt zehn Prozentpunkte angestiegen, von 34,0 % auf 43,6 %“*, heißt es im Bericht.³ Insoweit ist die Ein-Drittel-Faustregel etwas korrekturbedürftig.

³ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Herausgeber), freiwilliges Engagement in Deutschland, Zusammenfassung zentraler Ergebnisse des vierten Deutschen Freiwilligensurveys, Broschüre 62 Seiten, zu beziehen beim Publikationsversand der Bundesregierung (auch im Netz). Weiter sei hingewiesen auf den zweiten Engagement Bericht aus 2016, vom gleichen ist der herausgegeben unter dem Titel „Demographischer Wandel und bürgerschaftliches Engagement: der Beitrag des Engagements zur lokalen Entwicklung“, ebenfalls als Kurzbericht (50 Seiten) oder im Netz abrufbar.

Allerdings ist der stundenmäßige Anteil stabil geblieben, was nochmals den Hinweis unterstreicht: Mehr Leute engagieren sich, aber kürzer und aufgabenbezogener. Der Freiwilligen-Markt spaltet sich zunehmend zwischen Ehrenamt, das weniger begehrt ist, und Engagement, bei dem zugegriffen wird. Alle Institutionen, die sich darauf durch Umstrukturierung einstellen, bleiben konkurrenzfähig. Die anderen nicht.

Verfasserhinweis: Henning von Vieregge, langjähriger Hauptgeschäftsführer des Gesamtverbandes Kommunikationsagenturen GWA, ist Blogger (www.vonvieregge.de) und Publizist. Sein aktuelles Buch „Neustart mit 60, Anstiftung zum dynamischen Ruhestand“ ist gerade in 3. Aufl. erschienen. Noch in 2018 wird „Nebenan braucht Engagement – Wie sich Nachbarn näher kommen und damit Heimat schaffen“ erscheinen. Er war in diversen kirchlichen Engagements, am längsten als Kirchenvorstand der Niederhöchstädter Andreaskirche.

*Dr. Henning von Vieregge
Mölderstraße 9, 55122 Mainz*

BIBLIOPHILIAE

Über die Liebe zum Buch im Plural

Heidrun Strippel

Ich finde sie schlechthin überall vor, wo ich hinkomme: In Pfarrämtern, in Dekanaten, eher vereinzelt auch in Kirchenkreisämtern und im Landeskirchenamt sowieso. Die Rede ist vom Klassiker des Wissens: Dem Buch.

Im Pfarramt hatte das gedruckte Buch früher einen hohen Wert und eine gute Funktion. Wenn dem Pfarrer – Pfarrerinnen gab es damals noch nicht – für den Sonntag die Predigtidee ausblieb, wenn er für die Exegese des Textes noch Informationen brauchte oder über die Abgrenzung seiner Perikope zweifelte, dann sollte er nachschauen kön-

nen. Verweigerte sein Intellekt nach all dieser Anstrengung immer noch das Zusammenspiel, gab es Plan B: Im Dekanat, der Metropolita-nei, dem Kirchenkreispfarramt gab es mehr als genug Bücher für eine brauchbare wissenschaftliche Bibliothek.

Früher war das Usus, in mehr als einem Sinn: Es war so üblich und in Gebrauch. Es war so klar, dass in meinem Vikariat, mittlerweile 20 Jahre her, nie darüber gesprochen wurde.

Mit dem Erfolg, dass ich die Größe und Sortierung der Bibliotheken auf Ebene des Kir-

chenkreises erst im Rahmen meiner jetzigen Tätigkeit kennen und fürchten lernte.

Ich räume bekanntlich auf. Ich könnte auch sagen: Ich bin Trauerbegleiterin. Ich unterstütze Menschen, die sich auf die Zukunft ihrer Kirche einstellen, statt an der Vergangenheit festzuhalten. Der kluge biblische Gedanke: „Wo Dein Schatz ist, da ist Dein Herz“ – der begleitet mich und lässt mich fragen: Sind uns die Bücher ein sicherer Rückzugsort, eine Burg, eine Festung geworden? Versprechen sie die Sicherheit, die uns ohne sie abgeht? Geben sie den Anschein von Treue in einer Welt voll radikalen Wandels?

Aber – waren wir es nicht, die in biblischem Auftrag den Satz: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die Zukünftige suchen wir“ verkündeten? Was hält uns dann zurück, uns einzustellen auf eine andere Zeit und getrost zu denken: Mal wieder?

Die *ecclesia semper reformanda*, sie wirkt wie ein Haus, das eingerissen wird. Zweifelnd wir, dass Gott mit den Steinen neu baut? Und dass nicht das Althergebrachte Rettung bringen wird? Versuchen wir, die Hardware zu konservieren, in der Angst, die Software könnte uns unter den Händen zerfallen?

Wer an der Kirche arbeiten will und für die Zukunft, der muss als erstes Demut lernen. Du bist nicht der Nabel der Welt, Du bist ein Mensch, dessen Kraft von Gott allein kommt. Nimm sie hin für diesen Tag – und gestalte mit dem Herzen, nicht mit dem Kalender. Und wenn Du Dich noch so sehr überarbeitest, Du wirst die Fehler und Versäumnisse von Jahrhunderten nicht aufhalten. Nicht einmal Deine eigenen. Und das ist nicht schlimm, denn Du baust das Haus nicht.

Geh auf die Menschen zu, geh ihnen entgegen. Sie sind auf der Suche nach einem Sinn. Du kennst ihn – er braucht Konzentration, Askese, vielleicht sogar Armut. Gib alles fröhlich hin, was Du nicht brauchst.

In diesem Sinn arbeite ich denn und versuche, Sinn zu stiften und zu vermitteln.

Ich sehe eine Dekanatsbibliothek vor mir, bedrückend bis unter die Decke gebaute Regale, vollgestopft, nach Disziplinen geordnet. Darin stehen Bücher, die einmal unglaublich wichtig waren. Die Kirchliche Dogmatik und die Predigtlehren, die Bücher über Jesus und über das sogenannte Alte Testament. Bücher über die Geschichte der Kirche – unter jenem

Kaiser, diesem König, jenen Grafen, hier und da und dort.

65 Regalmeter Bücher. Kein Mensch benutzt sie. Warum nicht? Weil sie so, wie sie dastehen, einer anderen Zeit angehören. Sie sind eine Art Zeitkammer, Museum. Dort gibt es immer wieder ungeahnte Funde in den Magazinen – hier sind das Bücher der anderen Art. Joseph Goebbels hat einen Roman geschrieben: Michael. Ein deutsches Schicksal. Hier steht es.

Auch Bücher ohne Rückenaufschrift. Gar nicht mal groß sind sie, und wer sie öffnet, weiß, wie lange hier keiner mehr nachgesehen hat: Abstammungsnachweise, die sogenannten Ariernachweise stehen hier, Stammbücher von vor vielen, vielen Jahren. Ob sie je gesucht wurden, muss offenbleiben – hier wären sie gewesen. Wer zu viel „hat“, verliert den Überblick. Wissen wir das wirklich nicht?

Dekanin oder Dekan kann hier eigentlich nur stehenden Fußes weichen und sofortige Räumung anordnen. Denn WENN Bücher gebraucht werden, dann ganz sicher nicht so. Wenn, dann Bücher über die Region, ihre Geschichte, ihre Orte, ihre Jubiläen, die Baulastgutachten, die Stätten jüdischen Lebens und Sterbens. Sortiert am besten nach Orten, ohne einen großen Katalog – mit einem kleinen Heft, in dem am Anfang ein Register ist: Welcher Ort gehörte wann wozu? Sortiert nicht von einem wissenschaftlichen Buchliebhaber, sondern von einem liebevollen Zuarbeiter, der die Regel der Demut beherrscht und den Kairos verspürt.

Und die anderen Bücher?

Brauchen Sie sie, um Eindruck zu machen? Um Schränke in doppelter Aktentiefe zu füllen auf Nimmerwiedersehen? Wollen Sie alle Bibeln behalten, die Menschen bei Ihnen abgegeben, vergessen oder deponiert haben? Alle Gesangbücher? Besonders gern die großen Altarbibeln?

Ja, im Judentum werden Schriften beerdigt. Aber auch da nur, wenn sie wirklich im liturgischen Gebrauch waren – und das heißt: Wenn sie kosher sind, also handgeschrieben, auf koscherem Leder, mit spezieller Tinte und von ausgebildeten Schreibern fehlerfrei abgeschrieben! Es gibt einzelne Gemeinden, die haben handgeschriebene Evangelien. Die haben Sie bitte auf, denn sie haben besondere Aussagekraft. Ganz sicher auch mit Fehlern.

Bieten Sie die einfachen Bibeln und Gesangsbücher – ohne Widmung, ohne besonderes Alter oder besondere Sprache – gern Ihrem örtlichen Museum an oder dem Heimatforscher. Will er sie nicht, werfen Sie sie getrost ins Altpapier. Wir urteilen damit nicht darüber, dass die Bibel nicht mehr brauchbar ist. Im Gegenteil: Wir sagen, dass wir mitgehen mit der Sprache und der Zeit und natürlich auch der Übersetzung. Sollten ausgerechnet wir vergessen haben, dass die Bibel nicht einfach Gottes Wort „ist“, sondern dass sie es enthält?

Ich lasse mich grundsätzlich nicht auf Diskussionen darüber ein, ob das Aufräumen jetzt wirklich wichtig ist. Es ist dran. Es gibt einen Kairos für die Ordnung, für die Konzentration auf das Wesentliche, für den Überblick über das Wichtige. Selbst unsere Fußballer wissen, was ein Momentum ist. Knüpfen wir bei ihnen an!

Und dann werden Sie entdecken, welche Bücher wir „vergessen“ haben. Die ganz alten, die bis zurück zum Anfang des Buchdrucks als Kunst reichen. Die schon lange in irgendeiner Ecke lagen, weder unter den richtigen klimatischen Bedingungen noch irgendwo verzeichnet. Vielleicht finden Sie dazwischen sogar verloren geglaubte Kirchenbücher, lederne

Urkunden, wahre Schätze Ihrer Gemeinde. Machen Sie sie öffentlich!

Nehmen Sie sie mit und zeigen Sie sie herum. Ihr Kirchenvorstand, Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Ihre Konfirmandinnen und Konfirmanden werden spüren, wie der Glaube ihrer Vorvorfahren sie erreicht. WENN es ein Argument für die Institution Kirche gibt, dann die gesicherte Weitergabe von Schätzen dieser Art. Und singen Sie Gottes Lob mit den Worten „Nun schreib ins Buch des Lebens, Herr, ihre Namen ein“.

Und wenn Sie so weit sind, dann gehen Sie den letzten Schritt und nehmen sich die Bibliothek Ihrer Landeskirche vor. Wenn Sie der Meinung sind, Periodika seien wichtig, heben Sie sie in Gottes Namen auf. Und schreiben Sie das den anderen Landeskirchen, denn einmal reicht. Nehmen Sie lieber die vielen alten Bücher auf, die vor dem Verfall gerettet werden müssen. Lagerungsbedingungen lassen sich nicht an unzähligen Orten optimieren, aber an einem sehr wohl. Verzeichnen Sie sie mit ihrer Provenienz und machen Sie sie zugänglich. Sie tragen damit zur Erhaltung der Geistesvielfalt gegen die Einfalt unserer Zeit bei.

*Heidrun Strippel
Weimarer Straße 2, 61137 Schöneck*

ÄNDERUNG DER LEBENSORDNUNG

Hilferuf

Peter Boucsein-Kuhl

Dies ist ein Hilferuf eines konservativen Kollegen, der mit seinem Unbehagen nicht alleine steht: Die von der Kirchenleitung vorgeschlagene **ersatzlose** Streichung des Gewissensvorbehalts bei der Segnung (dann Trauung) homosexueller Partner*innen aus der Lebensordnung der EKHN bereitet vielen geistliche Not.

Die Trauung zu ermöglichen ist eine Sache. Sie Pfarrer*innen aufzuzwingen eine ganz andere. Hier wird nicht mehr „mit Spannungen gelebt“, sondern totalitär verfügt. Mit der Begründung, der ausformulierte Gewissensvorbehalt in der Lebensordnung sei an sich schon eine Diskriminierung und gehöre abgeschafft.

Den geistlichen Bedenken von – geschätzt – der Hälfte der Pfarrer*innenschaft wird mit

Diskriminierungsbeschuldigungen begegnet. Das schmerzt besonders in einer Kirche, auf deren Territorium Martin Luther dereinst in Worms die Gewissensfreiheit in Bindung an die Heilige Schrift eingefordert hat.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass unsere Bundeskanzlerin die Abstimmung im Deutschen Bundestag über die „Ehe für alle“ zur Gewissensfrage erklärt, und am Tag danach aber das Gewissen keine Rolle mehr spielen soll.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass in anderen Gliedkirchen der EKD der Gewissensvorbehalt gilt und ausformuliert bleibt, nicht aber Hessen-Nassau, was dienst- und arbeitsrechtliche Folgen haben wird.

Und: Ich will mir nicht vorstellen, dass sich die EKHN ins ökumenische Abseits begibt! Katholische, orthodoxe und alle evangelischen Kirchen des Südens unserer Erde sind aus theologischen und Gewissensgründen zur Trauung gleichgeschlechtlich orientierter Menschen nicht bereit. Der Gewissensvorbehalt ist das mindeste, welcher auch von dort erwartet wird.

Ich kann damit leben, wenn Kollegen und Kolleginnen sich anders entscheiden. Ich vermittele gerne an sie weiter. Aber ich möchte nicht zu dieser Amtshandlung, z.B. dienst- oder arbeitsrechtlich, entgegen meiner geistlichen Erkenntnis und meinem Gewissen gezwungen werden.

Peter Boucsein-Kuhl
In der Holl 1, 56244 Rückeroth

FÜR SIE GELESEN

Dorothea Sanwald, Ludwig Schneider-Trotier: *Französisch-Reformierte Kirche Offenbach am Main*. Offenbach, 3. erneuerte Auflage 2018, 24 S. mit zahlreichen Abb., für 3 Euro erhältlich beim Ev. Pfarramt, Herrnstr. 66, 63065 Offenbach, Tel. 069/253121.

Rechtzeitig zum 300jährigen Kirchenjubiläum ist der neue „Kirchenführer“ erschienen, der die Französisch-Reformierte Kirche und Gemeinde Offenbach und ihre Geschichte vorstellt. Erstmals war 1985 eine solche Broschüre erschienen, wie es sie für viele kunstgeschichtlich wichtige und historisch bedeutende Kirchenbauten gibt. Die völlig erneuerte Auflage mit vielen guten Farbbildern ist sozusagen auch gleichzeitig eine Festschrift zum 300jährigen Jubiläum.

Das Sigel der Gemeinde und ihr Wappen von 1699 zeigen nach Mt 8,23–27 das Boot beim Sturm auf dem See und zitieren den Hilferuf der Jünger an die Adresse ihres von ihnen aufgeweckten Herrn: Herr rette uns, wir gehen zugrunde (Mt 8,35: Domine serva nos perimus). Dieser Notschrei der Jünger passt zur Geschichte der aus Frankreich Geflüchteten wie auch zur Angefochtenheit jeder christlichen Gemeinde durch äußere Gefahr.

Die Autoren haben eine sehr kenntnisreiche neue Auflage des Kirchenführers vorgelegt. Die Geschichte der Gemeinde und insbesondere die kunsthistorisch bedeutende Kirche und ihre Umgebung werden gut erklärt.

Offenbach wird leicht unterschätzt und häufig der Nachbarstadt Frankfurt nachgeordnet. Kürzlich hat die FAZ vom 26. Juni 2018 in ihrem Feuilleton eine Sonderausgabe zu Offenbach veröffentlicht, in der auch „die hübsche Hugenottenkirche“ (S. 9) gebührend erwähnt wird und in der es einleitend heißt: „Jeder hat seine Meinung zu Offenbach, doch die meisten liegen mit ihr falsch:

Ehrenrettung für eine tolerante, entspannte, fortschrittsverliebte Stadt, die zum Vorbild für Deutschland werden könnte, weil sie mit ihren Problemen zu leben gelernt hat.“ (S. 9)

Martin Zentgraf



Patrick Schuchter, Michaela Fink, Reimer Gronemeyer, Andreas Heller: *Die Kunst der Begleitung. Was die Gesellschaft von der ehrenamtlichen Hospizarbeit wissen sollte*. Esslingen: der hospizverlag, 2018. 168 Seiten für 24,90 Euro. ISBN: 978-3946527237

„Warum Ehrenamtliche in der Hospizarbeit unverzichtbar sind“ (R. Gronemeyer) – diese These zu unterstreichen ist das Ziel der vorliegenden Forschungsarbeit. In unserem Land hat die Hospizbewegung in den vergangenen fünf bis zehn Jahren eine erfreuliche Dynamik an den Tag gelegt. Daher ist es wünschenswert, diese Entwicklung auf ihre treibenden wie hemmenden Faktoren mit diversen Forschungsvorhaben zu durchleuchten mit dem Ziel, ihre segensreichen Kräfte nachhaltig für unser Zusammenleben zu bestärken.

Das hier anzuzeigende Buch ist der Ertrag einer Kooperation von vier Universitäten zu dem Projekt „Ehrenamtlichkeit und bürgerschaftliches Engagement in der Hospizarbeit. Merkmale, Entwicklungen und Zukunftsperspektiven.“ Mit diesem Projekt wollen die Autoren die ehrenamtliche Begleitung schwerstkranker und sterbender Menschen als eine unverzichtbare Kraft im Zusammenspiel aller Akteure am Lebensende eines Menschen vorzeigen.

Wer die Praxis heutiger Hospizarbeit kennt, kann dem nur aus ganzem Herzen zustimmen! Dabei lassen die Autoren allerdings die jüngsten Entwicklungen aus gesellschaftspolitischen und ökonomischen Entscheidungen

zugunsten der Rahmenbedingungen für die Hospizarbeit (u.a. das Hospiz- und Palliativgesetz) hintangestellt. Sie würden diese kosten- und qualitätsorientierten Maßstäbe auch eher kritisch beleuchten.

Die Autoren haben die Erfahrungswelt ehrenamtlicher Hospizmitarbeitender (281 Interviews und diverse Gruppengespräche) in sieben große Erzählkomplexe eingebracht. Es summiert sich darin ein „Erfahrungswissen“, „Lebenswissen“ und „Sterbewissen“ (S. 8) in vielfacher Hinsicht. Mit diesen Fragestellungen finden sich übrigens auch für die Leserin/den Leser Ansätze zu Gruppengesprächen in der eigenen Hospizgruppe:

- Wie fing alles an?
- Wie habe ich den Zugang gefunden?
- Wie bin ich da?
- Was kann alles passieren?
- Wie findet Sterben heute statt?
- Wie gehe ich nach Hause?
- Was bleibt?

Eine ungeahnte Fülle der Erfahrungen und Reflexionen aus Begleitungen offenbart bei Ehrenamtlichen einen reichen Schatz an Emotionen, Gedanken, Überlegungen zu Tod und Sterben des fremden wie des eignen Lebens. In diesen Einblicken und Ausführungen liegt der Schwerpunkt dieser Arbeit.

Wir lernen viel über die Geistes- und Seelenwelt von Ehrenamtlichen kennen. Für mich sind u.a. zwei Ergebnisse in diesen Materialien von Gewicht:

- „Bisweilen werden in der Begleitung die Grenzen immanenter Erfahrungen gesprengt. Die ‚transzendierenden Erfahrungen‘ werden großenteils weltanschaulich neutral beschrieben, unabhängig von einer bestimmten Konfession oder Religion.“ (S. 15) Hier öffnete sich das große Kapitel für eine zu umreißen- de „Spiritualität“ der Ehrenamtlichen, die von den Autoren nicht vertieft wird. Sie sprechen von einer „universellen Menschlichkeit“ (S. 18). Diese wird eher mit seelsorgerlicher Kommunikation beschrieben: Ehrenamtliche seien zuständig für „Seelenschmerz, die Hoffnung oder die Hoffnungslosigkeit, Vergebung und Versöhnung oder auch die Angst um die Menschen, die man zurücklässt.“ (S. 16)
- Die Schulungen zur/zum Hospizmitarbeitenden werden zwar akzeptiert. Allerdings bleiben sie doch sekundär ge-

genüber der praktischen Arbeit, in der eher eine „situative Geistesgegenwart“ (S. 18) erwünscht sei. Aus dieser Erkenntnis haben viele Hospizgruppen bereits die Konsequenzen gezogen, für Schulungen sehr dichte Theorie-Praxis-Module anzubieten.

Die emotionalen und geistig-seelischen Herausforderungen in der alltäglichen Hospizarbeit sind für die/den Ehrenamtlichen und die Gruppe, der sie/er zugehört, mit weitreichenden persönlichen Erlebnissen verbunden. Das macht diese Untersuchung sehr deutlich. Allerdings vermisse ich in dieser Arbeit gerade deshalb den Hinweis, dass es für jede/jeden Hospizmitarbeitenden hilfreich, gar notwendig ist, ihre/seine jeweiligen Begleiterfahrungen in fachkundiger Supervision und Unterstützung von professionellen Hospizfachkräften bearbeiten zu können. (Und das kostet Geld!)

In einem eindrücklichen Schlusskapitel („Warum Ehrenamtliche in der Hospizarbeit unverzichtbar sind“) formuliert R. Gronemeyer seine schon mehrfach geäußerte Befürchtung, dass dem Ehrenamt ein „Aus“ drohe, wenn es ökonomische und professionelle Interessen zu „einem abschmelzenden Relikt aus den Anfängen der Hospizarbeit“ verkümmern lassen (S. 159).

Vielmehr bewahre sich die Hospizarbeit mit ihrem ehrenamtlichen Fundus – neben professioneller Pflege und fortschreitender Medizin – „das dritte Auge der Gesellschaft, mit dem gesehen wird, was sonst übersehen würde.“ (S. 157)

Für uns Hospizleute gilt es, dieses „dritte Auge“ scharfsichtig zu halten. Forschungsvorhaben wie dieses sind daher ein großer Gewinn. Allerdings sollten weitere Untersuchungen den politischen wie sozialen Rahmenbedingungen für eine nachhaltige Hospizarbeit gewidmet werden – und das durchaus auch mit dem „dritten Auge“.

Anmerkung: Eine systematische Vertiefung mit hoher Relevanz für Theorie und Praxis in der Lebens- und Sterbebegleitung durch Ehrenamtliche bietet die Arbeit von Verena Begemann, Hospiz – Lehr- und Lernort des Lebens, Stuttgart 2006.

Robert Cachandt

Peter Sloterdijk: Zorn und Zeit. Ein politisch-psychologischer Versuch. Suhrkamp, Berlin 2006. 356 Seiten für 22,80 Euro. ISBN: 978-3518418406

In seinem fulminanten Werk, das voll gepackt ist mit Geschichtskennntnis seit der Antike, Erzählungen aus Mythenschätzen fast der ganzen Welt und prägnanten gesellschaftlichen Analysen sowie politischen Visionen, verdeutlicht der Philosoph Sloterdijk eindringlich, dass Zorn ein unabdingbarer ‚Motor‘ von Lebensveränderungen (in Gesellschaft, Kirche, Welt) ist.

Zorn (griech.: thymos) ist notwendige Emotion, die zu Handlungen führt. Die Wut über die ungerechten Verhältnisse, der Ärger über Despotismus und Tyrannei ist es, welcher in unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen sozusagen auf die „Bank“ gelegt wird, bis der Kapitalüberschuss so hoch ist, dass es zur Revolution kommen kann, kommt. Mit den Mitteln marxistischer Ökonomie wird Historie analysiert und dekonstruiert. „Totalitär ist die Rückverwandlung des Kunden in den Leib-eigenen des Unternehmens.“ (S. 247)

Was die Thymotik-Balance betrifft, erkennt er im Christentum durchaus passable Züge. Wie in anderen ideologischen Systemen freilich sieht er darin nur eine Übergangsphase für wirkliche humane Veränderungen in Zukunft. „Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das gesamte Feld der Zorn-Gottes-Thesen – einschließlich der grausamen eschatologischen Ausmalungen – nur im Licht einer thymotischen Ökonomie rekonstruierbar ist. ... Die Herrlichkeit Gottes dient in diesem Kontext als Garantie seiner Geschäftsfähigkeit als Schatzverwalter und Währungshüter. Wird er als Herr der Geschichte apostrophiert, so darum, weil Geschichte genau jene Gedächtnisfunktion einschließt, ohne deren Leistungen der stabile Zusammenhalt zwischen der Einzahlung und der Auszahlung von Zorngut haben nicht zu sichern wäre.“ (S. 161; an dieser Stelle wie auch den anderen habe ich den Text auf aktuelle deutsche Orthografie hin geändert)

Das Aufsammeln von Zorn und die Depotisierung von Ärger gehören notwendig zum menschlichen Dasein dazu (von daher die Analogie zu Heideggers ‚Sein und Zeit‘). Dass dies aber nicht zu ‚blinder Katharsis‘ führt, es also zu einer vollkommen überlegten Abfuhr solcher Energien kommt, ist der Verstand

und die Vernunft des Homo Sapiens vonnöten. In zahlreichen Einzelanalysen z.B. der post-revolutionären Phase in Russland oder in China verdeutlicht der Autor, dass die *conditio humanae* (Humanität bzw. Liberté – Egalité – Fraternité im Sinne der Französischen Revolution) auch demokratische Strukturen braucht, jedenfalls zorn-regulierende Elemente, egal wie das politische System historisch verankert ist.

„Im Gegenteil ist bemerkenswert, wie schnell die zeitgenössische Intelligenz sich an die Lage anzupassen wusste, in der kein universell sammlungsfähiges Depot für Zorn, Empörung, Dissidenz, Subversion und Protest zur Verfügung steht, erst recht keine Emissionszentrale für glaubwürdig über das aktuelle Weltsystem hinausführende Zukunftsprojekte.“ (S. 287)

Daraus abgeleitet prangert er den zeitgenössischen Geist der ‚Entsolidarisierung‘ an und nennt die aktuelle Welt-Lage „multiegotistisch“. (S. 289)

Im letzten Abschnitt des Buches mit der Überschrift „Konklusion. Jenseits des Ressentiments“ (S. 352–356) fasst Sloterdijk zusammen, worum es ihm in der Abhandlung gegangen ist, worum es der Welt-Gesellschaft im Sinne humaner Globalisierung gehen soll bzw. könnte. Er ist davon überzeugt, dass „der Zorn (zusammen mit seinen thymotischen Geschwistern, dem Stolz, dem Geltungsbedürfnis und dem Ressentiment) eine Grundkraft im Ökosystem der Affekte darstellt, ob interpersonal, politisch oder kulturell.“ (S. 352)

Nun kann ich ihm in der Tradition psychologischer Forschung von den Anfängen der Psychoanalyse (FREUD – JUNG – ADLER) bis in die empirischen Untersuchungen über die Frustrations-Aggressions-Hypothetik nur zustimmen. Wer auf dieser weiten Erde könnte dies übrigens nicht??? Die Frage ist lediglich: Welche Konsequenzen in politisch-gesellschaftlicher Hinsicht sind aus diesen psychologischen Erkenntnissen zu ziehen?

Für den nach Ideologie-Freiheit strebenden Philosophen ist die Zukunft auf jeden Fall post-kommunistisch, post-sozialistisch, in gewissem Sinn – gerade ob der ‚eingebauten‘ Marx’schen Ökonomie-Kritik – sogar post-marxistisch. Sie muss in voller Konsequenz seiner Überlegungen sogar und gerade auch „postmonotheistisch“ (S. 354) sein.

Wieso allerdings in den tiefenschürfenden und weit schweifenden Analysen von Professor Sloterdijk an keiner Stelle auch nur die Idee des Friedens (also: die Irenik, welche die Thymotik ergänzt bzw. überbietet) als Vision mitbedacht ist, entzieht sich mir. Die in den monotheistischen Weltreligionen ‚gespeicherten‘ Friedens-, Gerechtigkeits-, Versöhnungs- und Schöpfungsbewahrungs-Visionen scheinen an ihm vorbei zu gehen. Meiner Einschätzung nach sieht er gar nicht, welch revolutionäres Potential und welche zugleich realpolitisch zu realisierende Utopie im Christentum ‚steckt‘. Ganz zu schweigen davon, dass er in dem Buch das vielschichtige Gedankengut der anderen großen monotheistischen Welt-Religionen (Judentum, Islam, Hinduismus, Buddhismus, chinesischer Universalismus) gar nicht zu erwähnen in der Lage ist.

Ganz vorsichtig das allerletzte Fazit des Universalgelehrten: „Bei günstigem Verlauf der Übungen könnte sich ein Set von interkulturell verbindlichen Disziplinen herausbilden, den man dann erstmals zu Recht mit einem Ausdruck bezeichnen dürfte, der bisher stets voreilig verwendet wurde: Weltkultur.“ (S.356)

Welt-Kultur-Erbe

Welt-Kultur-Vision

Auf diesem Weg in eine möglichst humane, möglichst friedliche, gerechte und nachhaltig wirkende Welt-Gemeinschaft, welche den Respekt vor der Würde des Einzelnen sowie gegenüber der Andersartigkeit des jeweils anderen Volkes, der anderen Religion, der anderen Sprache walten lässt und gerade deshalb dialog-, ja: interaktions-, sprich: verständigungs-bereit bleibt, ist noch sehr viel zu tun. Handeln ‚lebt‘ von ethischen Überlegungen. Ethos entsteht beim Denken. Nicht zuletzt deshalb ist die Philosophie insgesamt ein ungeheuer wichtiger Ratgeber oder ‚Spiegel‘, welchen die Menschheit braucht, in der Vergangenheit, der Gegenwart und auch der Zukunft.

Last but not least: Dieses Buch ist zur Lektüre zu empfehlen. Es ist eine Fundgrube gelehrter Beobachtungen, durchdrungen von der Suche nach glaubwürdiger und politisch verantworteter Existenz heute. Insofern ist es ein Zeitgeist-Buch, welches in der Lage ist, den Zeitgeist kognitiv äußerst prägnant unter die ‚Lupe‘ zu nehmen.

Michael Finzer

Michael Finzer: *Wein in der Bibel. Texte zum Thema Wein aus der Lutherbibel 2017 mit theologischen Kommentaren.* Wallertheim/Rheinhausen 2018, 219 Seiten für 9,50 Euro. Zu beziehen beim Autor. E-Mail: dr.finzer@web.de, Tel.: 0 67 32-6 00 30 54.

Der vorliegende Band beeindruckt – wie die vorangegangenen Werke des Autors – durch eine einladende Aufmachung mit vielen Illustrationen. Das Vorwort von Bundesministerin Julia Klöckner hebt hervor, dass zu der in der Region verwurzelten Sachkunde des Buches gratuliert werden kann. Die Beiträge der EKHN-Pfarrvereinsvorstände Ernst Fellechner und Tobias Kraft unterstreichen den hohen theologischen Anspruch der 25 Kommentare zu Bibelstellen aus dem alten und neuen Testament, die sich mit dem Thema Wein beschäftigen.

Durch ausgewählte Vergleiche verschiedener Bibelübersetzungen wird der Leserschaft der Einstieg in eine hermeneutische Fülle ermöglicht. Das Buch regt an zu vertiefender Lektüre und zu historisch-kritischem Denken. Zudem will es Neugier wecken, die Bedeutungsbandbreite des vielschichtigen Themas „Wein“ zu entdecken.

Ausführliche Literaturverzeichnisse und praktisch nutzbare Hinweise runden dieses gelungene Buch ab, auf das in keiner pfarramtlichen Bibliothek verzichtet werden sollte.

Martin Zentgraf



Klaus Pfitzner: *Freispiel. Abenteuer Altsein.* Radius Verlag, Stuttgart 2018. 172 Seiten für 14 Euro. ISBN: 978-3-87173-553-0

Das ganze Leben ist ein Spiel? Mag sein – aber am Ende wird es mühsam. „Wir können die alten Spiele nicht weiterspielen, zumindest nicht mehr so wie früher.“ (5) Mit einem Zitat von Betty Friedan beginnt das Buch von Klaus Pfitzner übers Alter, übers Altwerden und übers Altsein. Und spielend gelingt es ihm, den Teil des Lebens durch seine Worte anklingen zu lassen, der am Ende kein Spiel mehr ist.

„Spielt ruhig weiter / Ich bin raus / Kein Stich mehr / Stehe auf klopf / Den Staub aus den Kleidern / Fällt aus dem Ärmel / Ein Herz-Ass“. (7) In einer Mischung aus nachdenklichen Betrachtungen, Gedichten und Geschichten über Gott und den Menschen legt der Autor

ein kleines Buch vor, das es in sich hat. Weil das Alter mit einer bewegendem Ehrlichkeit zur Darstellung kommt, die ebenso weit vom Verklären entfernt ist wie vom Lamentieren. Auch durch die sympathischen, quer durchs Leben eingestreuten Miniaturen mit Gott: „Mitten auf dem Weg kriecht eine Schnecke mit ihrem Wohnwagen. Vorsichtig nehme ich sie auf und versetze sie in das Gras am Wegesrand.“

Nach kurzer Zeit fährt sie ihre Fühler wieder aus und schiebt sich langsam vorwärts. Ich fühle mich als Lebensretter wohl. Ich gehe weiter, schaue nach Vögeln und Rehen. Da knirscht es heftig unter meinem Schuh. Ich hebe den Fuß und erblicke eine völlig zerquetschte Schnecke. Das Leben ist nicht fair, sagt der Liebegott. Ohne Anklage. Ohne Jammern. So sind die Dinge. Wortlos begleitet er mich ein Stück.“ (77f)

Mithilfe scheinbar nur lose verbundener Gedanken und ohne eine kapitelweise Einteilung des Buches gelingt es Pfitzner, ein anrührendes Bild der letzten Lebensphase aus der Binnenperspektive zu zeichnen. Ein Bild, das Mut macht, ohne über die Lasten hinwegzutäuschen, die unweigerlich kommen, wenn „das Leiden sich heimlich wie ein Dieb... ins Leben schleicht (Joseph von Eichendorff)“ (8).

Ein ganzes Jahr abschreitend nimmt er nicht nur Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und weitere Markierungspunkte seines Verlaufes zum Anlass, um den „Liebegott“ und sich selbst zu befragen, was es damit auf sich habe und wie man es fassen könne. „Der Weg führt in den Wald hinein... Ein sich lang hinziehender Rundweg bietet sich an. Ich gehe ein Stück und dann noch ein wenig weiter und habe schließlich den Umkehrpunkt verpasst.“

Ich muss den ganzen Weg zu Ende gehen. Die Luft wird knapp, die Beine sind schwer. Ich lege viele Zwischenstopps ein. Eine Quälerei bis ich wieder am Ausgangspunkt zurück bin.

Müde. Traurig. Meine Wege, die ich noch bewältige, werden immer kürzer. Was, wenn ich nur noch ein paar Schritte vors Haus schaffe. Oder in der Wohnung bleiben muss. Rausschauen. Warten, bis mich jemand im Rollstuhl eine Runde schiebt? Aber die Wiesen, die Wälder! Wie schnell sich meine Stimmung verdüstert.

Langsam setzt die Gegenwehr ein. Was lässt sich in die Waagschale werfen, dass ich wieder ins Gleichgewicht komme? Große Brocken sind es nicht. Immerhin: Frühlingswärme, Duft der Hölzer, teppichweicher Boden, ein schmales, glitzerndes Rinnsal, eine grau verwitterte Bank, der Hase, der Ausblick auf weit sich hinziehende Hügelketten, Spielzeugdörfer, kühle Baumschatten. Nicht zu vergessen das kleine Festessen, das ich mir zur Belohnung gönne.“ (140f)

Pfitzner, 1937 geboren, schreibt als ein „mußvoller Narr, der den lieben Gott loben darf“, so formulierte es vor Kurzem die Nassauische Neue Presse (am 3.2.2018). Das vorliegende Buch, das zwischendurch „Spielend alt werden“ hatte heißen sollen – aber „so spielend geht das ja gar nicht“! (Pfitzner) – erweist sich als Glücksfall, denn ohne klare Antworten vorzugeben, lässt der Autor durch Geschichten und Gedichte ohne jegliches Pathos, erst recht ohne jede christliche Verbrämung, aber nicht ohne ehrliche Hoffnung auch die Jüngerer erahnen, was wirklich dran ist am Alter: „Kein Mensch weit und breit. Da wage ich es und setze mich in den Sandkasten.“

Mit den Händen buddele ich im leicht feuchten Sand. Eine Straße, ein kleines Haus, einen Ball, den ich in den Händen hin und her rolle. Wie weit ist das weg: Mit anderen Kindern im Sandkasten sitzen, Straßen bauen, Holzstückchen als Autos herumschieben. Weit weg die Eltern. Weit weg die geheimnisvollen Lauben unter dem Holunder. Weit weg der warme Mantel der Kindheit. Du kannst nicht wieder zurück, seufze ich.

Nein, sagt der Liebegott und zieht mit der Hand eine neue Straße in den Sand. Es gibt keinen Weg zurück.

Man kann nicht wieder nach Hause gehen?

Kommt darauf an, meint der Liebegott.

Worauf kommt es an?

Auf die Richtung.

Welche Richtung?

Zurück geht es nicht. Geh nach vorn. Der Weg nach Hause führt nach vorne.

Er hat einen kleinen flachen Kuchen aus Sand geformt und auf dem Sitzbrett abgelegt. Mit dem Finger teilt er ihn in zwei Hälften.

Eine Hälfte für dich, eine für mich, sagt er.“ (127f)

Ingo Schütz

Bernd Jaspert: Menschen, Tiere und Ereignisse. Autobiographisches eines Theologen. Verlag Traugott Bautz, Nordhausen 2018. Paperback, 677 Seiten für 70 Euro. ISBN: 978-3-95948-327-8

Ein dickes Buch von 677 beschriebenen Seiten legt Bernd Jaspert vor, in dem er sich erinnert an „Menschen, Tiere und Ereignisse“. Für die Autobiografie eines Theologen mag dieser Titel ungewöhnlich sein – der Inhalt ist es auch: Mit einer Leichtigkeit plaudert der Autor zahlreicher Bücher über sein Leben und beschreibt dabei nicht nur die Entwicklung seines Denkens, sondern auch die vergangene Zeit auf eine sympathische Art, die nah am Menschen ist.

Was Jaspert selbst als Vorbehalt nennt, schränkt den Wert des Textes nur bedingt ein: „Ich vermute... dass einiges von dem, was ich erlebt habe, nicht für andere, nur für mich selbst von Interesse und Bedeutung ist.“ (12) Im Gegenteil: Was „nur für ihn selbst von Interesse“ sein müsste, erzählt er so entspannt und lebendig, dass Leserinnen und Leser eintauchen können in eine andere Zeit, in Geschichte, die in Geschichten zur Darstellung kommt.

So schreibt er darüber, wie sein Vater Anfang der 1930er Jahre „mit seiner kleinen Familie mitten ins Dorf umzog. Hier kaufte er in der Hindenburgstraße ein Haus mit Inventar. Bisher gehörte es der jüdischen Familie Lorig. Nachdem die Lorigs Hitlers ‚Mein Kampf‘ gelesen hatten, in dem die beabsichtigte Liquidierung der ‚jüdischen Rasse‘ deutlich beschrieben wurde, entschlossen sie sich zur Auswanderung nach Palästina. Sie wurden schnell mit meinem Vater handelseinig und verließen Deutschland kurz nach der Saarabstimmung 1935.“ (34) Die beginnende NS-Zeit bekommt durch solche Passagen Farbe, weil auf mitmenschlicher Ebene ohne den Druck zum Dozieren zwischen den Zeilen die Dramatik der Entwicklungen im wirklichen Leben deutlich wird.

Im Plauderton offenbart Jaspert durch den Lauf der Zeiten Freundschaften ebenso wie Lektüren, Lehrverhältnisse ebenso wie belastende Familienkonstellationen. Seine Ausführungen bringt er in drei Teilen, von denen die ersten beiden auf bereits 2011 und 2015 veröffentlichten „Erinnerungen eines Theologen“ beruhen. Insgesamt 47 unterschiedlich lange Kapitel unterteilen den Text, der auf diese

Art auch „häppchenweise“ gut lesbar ist. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis nimmt am Ende fast 50 Seiten ein, zuletzt folgt ein fast 30 Seiten starkes Register.

Der lockere Stil des Buches, das erstaunlich leicht und interessant zu lesen ist, lässt schmerzlos darüber hinwegsehen, dass beim Lektorat nicht die allerletzte Sorgfalt geübt worden ist. Sonderzeichen, die falsch dargestellt werden; Fußnoten, in denen die ersten Zeichen des Satzes fehlen; undifferenzierte Einträge im Personenregister, die sich nicht auf die Erwähnung der Person im Text, sondern lediglich auf die Zitierung eines Aufsatzes derselben beziehen: Trotzdem ist dem Verlag Traugott Bautz zu danken, dass er das autobiografische Unternehmen Bernd Jasperts wohlwollend begleitet und zur Ausführung gebracht hat.

Ingo Schütz

LESERBRIEF

Leserbrief zum Artikel „...es kömmt darauf an, sie zu verändern...“ von Eberhard Pausch im HPB 4/2018, S. 123ff.

Sehr geehrter Herr Pausch!

Als ehemaliger DDR-Bürger und Kollege – ich bin Pfr. i.R. – kann ich Ihren Artikel in der aktuellen Ausgabe des Hessischen Pfarrblattes nicht unkommentiert lassen. Kurz und knapp dazu:

„Zu dem desaströsen Erbe dieser ‚failed states‘ will zu Recht niemand zurück.“ Das sagen auch Sarah Wagenknecht und alle, die mit ihr in geradezu säkular-religiöser Inbrunst die Erlösung des Menschen in Marx‘ens sozialistischem ‚Reich der Freiheit‘ raunen und sich mit solchen Bemerkungen erkennbar jeder Notwendigkeit der Aufarbeitung der bisherigen Sozialismusgeschichte entziehen.

Marx hat im Kommunistischen Manifest zwei Grundvoraussetzungen für die Entstehung der sozialistischen Gesellschaft definiert: 1. Die Abschaffung des Privatbesitzes an Produktionsmitteln und 2. die Abschaffung der bürgerlichen Gesellschaft.

In der Umsetzung dieser Grundvoraussetzungen liegt die Blutspur begründet, die sich bis heute (Venezuela, Nicaragua, Kuba, etc.) durch die Geschichte der angewandten marxistischen Weltveränderungen zieht! Hier muss marxistisches Denken durch die Aufar-

beitung der eigenen Geschichte hindurch, wenn es weitere wirtschaftliche, humanitäre und politische Katastrophen verhindern will. Will marxistisches Denken das aber? Ich habe da meine Zweifel. Ich kenne keinen Marxisten, der diese Aufarbeitung geleistet hätte. Die, die es taten, waren danach keine Marxisten mehr!

Der Bundeskanzler mit der schlechtesten Sechs im Fach Mathematik, der Wirtschaftsminister, der die Nullen von 1 Milliarde nicht zählen kann oder der den Unterschied zwischen Brutto und Netto nicht kennt (wie Sie wissen ein Sozialist!), Europapolitiker, die des Englischen nicht mächtig sind, usw., usw.

Wie soll denn das Leitungspersonal aussehen, mit dem Sie den demokratischen Sozialismus jetzt aufbauen wollen? Wo wollen sie es rekrutieren, welche Curricula soll dieses Personal durchlaufen, mit welchen Ergebnissen? Wie wollen Sie dem Rigorismus entgehen, der dem Denken, dem Handeln, ja selbst schon der Sprache der marxistischen Philosophie inhärent ist?

Zum Schluss: Ich bin mir sicher, dass es jedem Studierenden der Ev. Theologie ein Leichtes wäre, Ihnen eine ganz einfache Frage aus einem Proseminar zu stellen, auf die Sie nur ebenso kläglich antworten könnten, wie die von Ihnen zitierten Politiker!

*Mit freundlichem Gruß
Jens Kramer*

Wohnung zu vermieten

Der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck vermietet seine Wohnung in der Schützenstraße 52 in Marburg ab dem 1. November 2018 oder später. Es handelt sich um 3 Zimmer, Küche, Bad – insgesamt ca. 67 Quadratmeter im 1. OG, zzgl. Kellerraum und Mitbenutzung von Garten und Waschküche.

Kaltmiete monatlich: für Nichtmitglieder 344,00 EUR / Pfarrvereinsmitglieder (EKKW) 286,00 EUR zzgl. Nebenkosten von ca. 150 EUR.

Weitere Nachfragen und Bewerbungen bitte an: Kirchenkreisamt Kirchhain-Marburg, Frau Melanie Wegner, Universitätsstraße 45, 35037 Marburg, melanie.wegner@ekkw.de oder Telefon 06421 16991-125.

Abendmahlskapseln: Christi Leib im Plastikdöschen

In der Regel wird bei Abendmahlsfeiern Brot geteilt und Wein aus einem gemeinsamen Kelch getrunken. Nicht so in vielen modernen Mega-Kirchen: Hier feiern Christen mit kleinen Abendmahlskapseln die Gemeinschaft mit Christus und den Mitchristen.

Sie sehen aus wie kleine Kaffeesahnekapseln, enthalten aber Leib und Blut Christi. „Prefilled Communion Cups“ werden seit kurzem von einigen Gemeinden in Deutschland zur Abendmahlsfeier genutzt. „So ermöglichen wir jedem, zum Tisch des Herrn zu gehen“, erklärt Peter Wenz, leitender Pastor des Gospel Forum in Stuttgart dem Evangelischen Pressedienst (epd). Die „Cups“ enthalten in einem winzigen Plastikbecher einen Schluck Traubensaft und darüber in einer zweiten Schicht eine kleine eingeschweißte Oblate. Zur Abendmahlsfeier werden sie entweder in großen Körben durch die Reihen gegeben oder zu Beginn des Gottesdienstes am Eingang ausgeteilt.

Bewährte „Prefilled Communion Cups“

Die freie evangelisch-charismatische Gemeinde von Pastor Wenz, zu der sich über 8.000 Menschen zählen, nutzt seit eineinhalb Jahren die Sets. Die Mitglieder hätten es sich gewünscht, sonntags wieder gemeinsam Abendmahl zu feiern, und nicht nur – wie vorher üblich – in über 600 Kleingruppen unter der Woche. „Da haben wir uns für die ‚Cups‘ entschieden, weil wir es von anderen Kirchen weltweit kannten und weil es uns die Möglichkeit eröffnet hat, das Abendmahl zeitlich gut im großen Gottesdienst unterzubringen.“ Einen anderen Weg habe es bei so vielen Gottesdienstbesuchern aus zeitlichen Gründen gar nicht gegeben.

Auch aus hygienischer Sicht seien die Abendmahl-Sets positiv zu bewerten: „Mit dem Becher, den jeder für sich hat, haben wir das Problem der Ansteckungsgefahr ausgeschaltet“, sagt der Gemeindeleiter. Die Rückmeldung sei positiv gewesen: „Wenn wir das Abendmahl in dieser Form im großen Gottesdienst nehmen, ist das ein sehr starkes Erlebnis.“

Leib Christi aus dem Internet

Sucht man nach den „Cups“ im Internet, wird man schnell fündig: Dort kann man die kleinen Kapseln von verschiedenen Unternehmen kaufen, zum Beispiel 500 Stück für umgerechnet 70 Euro. Angeboten werden zum Beispiel „Kingdom Prefilled Communion Cups“ oder „Fellowship Cups“. Wie viele andere Gemeinden bestellt auch das Gospel Forum Stuttgart die kleinen Abendmahl-Sets in den USA. Dort wurde das abgepackte Abendmahl in den 90er-Jahren von einer Gemeinde in Oregon erfunden.

Anselm Schubert, Professor für Neuere Kirchengeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg, hat sich intensiv mit dem Abendmahl beschäftigt. Historisch knüpfe das abgepackte Abendmahl an die ältere Tradition des Einzelkelchs an, erklärt Schubert. Als man im späten 19. Jahrhundert Bakterien entdeckte, sei eine Angst vor Ansteckung entstanden, so dass sich viele Kirchen in den USA dazu entschieden hätten, jedem Kirchgänger einen eigenen Kelch zu reichen. Da sei es eine naheliegende Idee gewesen, den Einzelkelch schon vorher abzufüllen. [...]

Thies Gundlach, Vizepräsident des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), bemängelt den Gedanken der Effektivität: „Einerseits möchte man eine Gemeinschaftsfeier mit Gott und den Mitchristen feiern und andererseits soll das möglichst schnell, effektiv und reibungslos sein. Das ist in sich spannungsvoll.“ Prinzipiell schließe die EKD Einzelkelche und damit auch „Prefilled Cups“ statt eines gemeinsamen Bechers beim Abendmahl nicht aus. Genutzt würden diese aber nicht, so Gundlach.

Dank der „Cups“ neue Diskussion über das Abendmahl

In der katholischen Kirche sind Einzelkelche und „Prefilled Cups“ hingegen nicht erlaubt. Thomas Schüller, Professor für katholisches Kirchenrecht an der Universität Münster, erklärt, dass bei Einzelkelchen die Gefahr bestehe, etwas von dem Blut Christi zu verschütten. Dies sei undenkbar, weil Katholiken glaubten, dass Jesus Christus leibhaftig im Wein anwesend sei. [...]

Quelle: <https://www.sonntagsblatt.de/artikel/kirche/abendmahlskapseln-christi-leib-im-plastik-doeschen> (Abruf am 16. September 2018 um 16:21). Nachdruck in Auszügen mit freundlicher Genehmigung des Evangelischen Presseverbands für Bayern e.V. (EPV)

Inhalt:	
Editorial	142
„Das ist unsere Sache“ Erfahrungen mit der privaten Finanzierung einer Pfarrstelle in der EKHN <i>Lothar Breidenstein</i>	143
Unsägliche Ambivalenzen: Karl Marx über Religion, Luther und Judentum <i>Eberhard Pausch</i>	147
Kursorische Notizen Was „Digitalisierung“ in der Kirche nicht heißen kann <i>Andreas Mertin</i>	152
Ein (Alb)Traum von Kirche Und Gott lachte <i>Martin Ost</i>	160
Vom Sinn (in) der Freiwilligkeit Kirchengemeinden – was attrahiert? <i>Henning von Viergge</i>	161
Bibliophilie Über die Liebe zum Buch im Plural <i>Heidrun Strippel</i>	163
Änderung der Lebensordnung Hilferuf <i>Peter Boucsein-Kuhl</i>	165
Für Sie gelesen	166
Leserbrief	171
Persönliche Nachrichten	172
Auch das noch	175

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50.
E-Mail: ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 3075-280, Fax 3075-29-281; Pfr. Dierk Glitzenhain, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 3. 11. 2018